

Jahrbücher für Geschichte Osteuropas



Institut für Ost- und
Südosteuropaforschung

jgo.e-reviews 5 (2015), 4

Online-Rezensionssupplement

An online book review supplement

Im Auftrag des Instituts für Ost- und Südosteuropaforschung Regensburg herausgegeben von

On behalf of the Institut für Ost- und Südosteuropaforschung Regensburg edited by

**Martin Schulze Wessel (München) und
Dietmar Neutatz (Freiburg im Breisgau)**

**Veröffentlicht auf
Published on**



recensio.net

Rezensionsplattform für die europäische Geschichtswissenschaft

http://www.recensio.net/rezensionen/zeitschriften/jahrbucher-fur-geschichte-osteuropas/index_html

© Institut für Ost- und Südosteuropaforschung 2016

Redaktion / Editorial Office:

Redaktion der Jahrbücher für Geschichte Osteuropas
Leitung / Head of office: Dr.Hermann Beyer-Thoma
Institut für Ost- und Südosteuropaforschung Regensburg
Landshuter Straße 4
93047 Regensburg

E-Mail: Beyer-Thoma@ios-regensburg.de,
jahrbuecher@ios-regensburg.de
Internet: <http://www.jgo-online.de>
Telefon: +49 (0941) 943-5414 / 5417
Fax: +49 (0941) 943815414

Die digitalen Rezensionen von „Jahrbücher für Geschichte Osteuropas. jgo.e-reviews“ werden nach den gleichen strengen Regeln begutachtet und redigiert wie die Rezensionen, die in den Heften abgedruckt werden.

Digital book reviews published in Jahrbücher für Geschichte Osteuropas. jgo.e-reviews are submitted to the same quality control and copy-editing procedure as the reviews published in print.

Imperien und Reiche in der Weltgeschichte. Epochenübergreifende und globalhistorische Vergleiche.

Teil 1: Imperien des Altertums, mittelalterliche und frühneuzeitliche Imperien;

Teil 2: Neuzeitliche Imperien, zeitgeschichtliche Imperien, Imperien in Theorie, Geist, Wissenschaft, Recht, Architektur, Wahrnehmung und Vermittlung.

Hrsg. von Michael Gehler / Robert Rollinger. Mitarbeit von Sabine Fick und Simone Pittl. Wiesbaden: Harrassowitz, 2014. 1762 S., Ktn., Abb., Tab. ISBN: 978-3-447-06567-2.

Inhaltsverzeichnis:

<http://d-nb.info/1016146574/04>

Selten ist die Bezeichnung ‚monumental‘ für ein Werk so angebracht wie für diesen zweibändigen Sammelband mit zusammen 1.762 Seiten und einem Gewicht von dreieinhalb Kilo. Die Herausgeber haben ganze 60 Beiträge zusammengetragen, die einer einwöchigen Konferenz in Hildesheim 2010 entstammen. Die Dimensionen zeigen deutlich, warum hier eher ein Handbuch zu Imperien und Imperialismustheorie vorliegt als ein typischer Tagungsband. Die Zeitspanne umfasst – und das ist im gegenwärtigen Boom der Imperialismusstudien wirklich ungewöhnlich – die Antike bis zur Gegenwart, wobei nur rund die Hälfte der Studien der Neuzeit betrifft, dafür aber die vorgriechische Zeit bemerkenswert gut vertreten ist: inklusive eines Überblicks über altorientalische „Imperien“ des 3. und frühen 2. Jahrtausends vor der Zeitrechnung durch HANS NEUMANN finden sich 18 Beiträge beispielsweise zu Babylonien, Assyriern, dem teispidisch-achaimenidischen Reich, den Hethitern, Kusch oder Urartu.

Explizit wurden außerdem nicht-europäische Reiche der Neuzeit mit aufgenommen wie beispielsweise Indien mit mehreren Texten, China oder die Azteken. Leider ist Osteuropa schwach vertreten, neben je einem Text zu Russland und der Sowjetunion vermisst man mindestens die polnisch-litauische Rzeczpospolita und die Przemysliden, zudem gibt es auch nur einen Aufsatz zu ‚den‘ Mongolenreichen. Noch erstaunlicher ist das Fehlen des deutschen Kaiserreichs des 19./20. Jahrhunderts, wohingegen das Dritte Reich, das zuletzt Mark Mazower als „Hitlers Imperium“ bezeichnete, von HANS-ULRICH THAMER betrachtet wird, aber lediglich auf zwölf wenig

instruktiven Seiten. Bei manchen Beiträgen, wie etwa von HEINZ HALM zu Fatimiden, Ayyubiden und Mamluken, bleibt außerdem der Eindruck, dass sie bloß der Vollständigkeit halber aufgenommen wurden und nur die Vortragstexte darstellen.

So ist die mangelnde Einheitlichkeit eine echte Schwäche des Werks, die sich außerdem in verschiedenartigen Zitationsstilen niederschlägt. Ursprünglich gedacht waren wohl Kurztitel in den Fußnoten, denen dann eine Literaturliste folgt. Das ist tatsächlich in vielen Artikeln so realisiert und gerade im Sinne eines Handbuchs sehr hilfreich – aber eben längst nicht bei jedem Text. Hier stellt sich die Frage, warum die Herausgeber und insbesondere der Verlag nicht doch noch ein wenig Zeit und Mühe investiert haben – beim stolzen Preis von 198 Euro für beide Bände kann der Leser dergleichen durchaus erwarten. Vorbildlich hingegen ist, dass es ein Personenregister (mit 21 Seiten) gibt, außerdem viele hervorragende Karten und zahllose Abbildungen.

Insgesamt ist viel zu loben: So haben die Herausgeber explizit einen methodischen Ansatz vorgegeben, der im Prinzip zu einem ähnlichen Aufbau aller Texte führen sollte – woran sich dann nicht alle Autoren hielten. Meist aber folgt auf einen realgeschichtlichen Abriss eine theoretische Reflexion über den Imperiumscharakter des dargestellten Reichs, an den sich weitere spezielle Fragestellungen anschließen. Mustergültig macht das der Mitherausgeber ROBERT ROLLINGER in seiner Untersuchung des Perserreichs, wo er umfassend Selbstbild und Herrschaftslegitimation analysiert, dann nach Krise und Ende des Imperiums fragt, und anschließend dessen Rezeptionsgeschichte und mediale Repräsentation bis hin zu Comic und Film „300“ betrachtet. Andere Artikel gehen auf das Verhältnis von Zentrum und Peripherie ein, auf Mythen oder Selbstdarstellungen und -wahrnehmungen.

Zu diesem reflektierten Vorgehen passt ein methodisch-didaktischer Teil mit über 300 Seiten, der an anderer Stelle einen eigenen Sammelband hätte ergeben können. ROLLINGER und MICHAEL GEHLER weisen außerdem schon in ihrer anregenden Einführung auf die Lücke hin, in die sie mit ihrem Band stoßen: die mangelnde Analyse von Imperien außerhalb der Neuzeit. Die ebenfalls für die Imperialismusforschung konstatierten seltenen Fragestellungen außerhalb der Politikgeschichte sind eine zutreffende Beobachtung, werden aber hier nicht eingelöst; stattdessen gibt es vorwiegend Geschichten ‚von oben‘. Immerhin erfüllen die Aufsätze meistens die Forderung nach größerer Berücksichtigung definitorischer Fragen, selbst wenn es keinen Mut

zur Lücke bzw. zur Falsifikation gibt; letztlich kommen alle Beiträge zu dem Ergebnis, dass ihr Einzelfall als Imperium gesehen werden kann. Das gilt auch für ganz aktuelle Beispiele wie HANS-JÜRGEN SCHRÖDERS Aufsatz über die USA im 20./21. Jahrhundert und sogar für die Europäische Union, die GEHLER immerhin als „eine Hegemonialmacht mit postmodernen und neo-imperialen Zügen“ (S. 1297) bezeichnen möchte. Freilich soll das keine Kritik sein; ganz im Gegenteil ist das einer der ausführlichsten und besten Beiträge.

Selbst wenn die Schwerpunktsetzung nicht immer ganz nachvollziehbar ist – drei Beiträge zu Spanien in der Frühen Neuzeit, aber nur einer zum British Empire (PETER WENDE kommt hierbei auf 18 Seiten mit nur fünf Literaturhinweisen aus) – ist dieses Buch vollauf zu empfehlen. Ohne die Beteiligung der „üblichen Verdächtigen“ der aktuellen deutschen Imperialismusforschung, wie etwa Herfried Münkler, Sebastian Conrad, Jörn Leonhard oder Ulrike von Hirschhausen liegt hier ein Band vor, der sogar zum Blättern und Schmökern einlädt. Gerade der interdisziplinäre Ansatz mit Vertretern der Archäologie, Politologie oder Kunstgeschichte ermöglicht span-

nende Seitenblicke, wie PAUL NAREDI-RAINERS Betrachtung der St.-Michaels-Kirche in Hildesheim zeigt. Demnach drückt die dem Bau zugrunde liegende mittelalterliche Zahlenmystik mit ihrer mathematischen Perfektion die „Ordo“ aus, also die göttliche Ordnung, die wiederum die eigene Herrschaft legitimiert – Kathedralenbau war mitnichten nur ein Wettstreit um die schiere Größe, sondern auch um theologische Symbolik. Es dürfte außerdem kaum einen Historiker geben, der sich bei allen hier untersuchten Reichen auskennt, weshalb auch in der eigenen Disziplin viele Entdeckungen zu machen sind. Zwar wird der Spezialist vielleicht nicht zu ‚seinem‘ Imperium unbedingt etwas Neues erfahren, aber doch vom analytischen Zugang und dem dadurch möglichen systematischen Vergleich profitieren können – selbst wenn er diesen selbst durchführen muss, denn eine Synthese leistet das Werk trotz des gegenteiligen Versprechens im Titel nicht. Insgesamt wird aber trotz kleinerer Kritikpunkte sehr deutlich, welche Früchte eine epochenübergreifende Kooperation tragen kann.

Stephan Lehnstaedt, Warschau

Post-Panslavismus. Slavizität, Slavische Idee und Antislavismus im 20. und 21. Jahrhundert. Hrsg. von Agnieszka Gąsior, Lars Karl und Stefan Troebst. Göttingen: Wallstein, 2014. 487 S., 38 Abb. = *Moderne europäische Geschichte*, 9. ISBN: 978-3-8353-1410-8.

Inhaltsverzeichnis:

<http://d-nb.info/1044920505/04>

Gerade angesichts der jüngsten politischen Ereignisse und deren ideologischer Legitimation durch die Russische Föderation kommt diesem Band ein ausgeprägter aktueller Stellenwert zu. Nach einem Vorwort der Herausgeber und einem aus zwei Beiträgen bestehenden wissenschaftlichen Prolog sind die Artikel in die Abschnitte *Ideologien des Slavischen*, *Identitätskonzepte und Selbst-Verortungsstrategien*, *Mythologeme des Slavischen* und *Perzeptionen des Slavischen* gruppiert. Einige Beiträge vermitteln eindringlich die ausgesprochen bedenklichen Momente der „slavischen Idee“: Wie die Herausgeber es im Vorwort anmerken, beruht diese ja auf „der Vorstellung eines sämtliche Slavischsprachige in Raum und Zeit verbindenden kulturellen, gar biologistischen Elements“, welches „periodisch als politisch wirksames Machtinstrument“ gebraucht wird (S. 9). Die „transnationale“

Komponente des Panslavismus erweist sich vor diesem Hintergrund letztlich als eine Chimäre; postuliert wird ja letztlich nicht etwa eine Überwindung nationaler Widersprüche, sondern lediglich eine Verlagerung auf eine vermeintlich höhere Ebene.

STEFAN TROEBST diskutiert in seinem Beitrag *Post-Panslavism? Political Connotations of Slaviness in 21st Century Europe* kundig die Geschichte der unterschiedlichen „slavischen Ideen“ vom Panslavismus über den Austroslavismus, Neoslavismus, Jugoslawismus bis zum Tschechoslowakismus und stellt sie in den Kontext der frühen 2000er. Vor allem zeigt er die Fragwürdigkeit der Konzeption „des Slavischen“ auf.

DAVID WILLIAMS schreibt in seinem etwas aus der Reihe fallenden Beitrag *Notes in/from the Margin. Slavic and East European Studies in the Anglo-American Academy* vor allem über die jüngere Geschichte der Slavistik im angloamerikanischen Raum. Unter anderem beklagt er den alles erdrückenden Primat der Russistik innerhalb der ohnedies schrumpfenden slavistischen Wissenslandschaft.

In seinem zweiten Beitrag unter dem Titel *Schwammengesang gesamtslawischer Einheit und Brüderlichkeit – Der Slavenkongress in Belgrad 1946* analysiert STEFAN TROEBST dieses Ereignis, welches einerseits als eine „Apotheose des slavischen Sieges über den Faschis-

mus“ präsentiert wurde, andererseits aber auch den letzten Höhepunkt dieser Wiederbelebung der slavischen Idee darstellte, bevor im Jahr 1948 das jugoslawisch-sowjetische Zerwürfnis erfolgte.

Anschließend liefert ALEXANDER MAXWELL in *The Legacy of Slavic Reciprocity in the First Czechoslovak Republic* Belege dafür, dass Kollárs Ideen auch noch im 20. Jahrhundert fortwirkten.

JAN CLAAS BEHRENDTS zeigt in *Stalins slavischer Volkskrieg. Mobilisierung und Propaganda zwischen Weltkrieg und Kaltem Krieg (1941–1949)*, dass die verlogene Legitimierung des Angriffs der Sowjetunion auf Polen am 17. September 1939 durch „eine Mischung aus sozial-revolutionären und völkisch-nationalen Argumenten“ (S. 79) erfolgte. Der panslawistische rhetorische Gestus erlebte einen weiteren Höhepunkt angesichts des Überfalls von Nazideutschland auf die Sowjetunion im Jahr 1941 und lebte noch fort zur Zeit der Ausbildung des Ostblocks, verlor aber nach dem Bruch Stalins mit Tito an Bedeutung. Eindeutig stellt Behrends fest: „Die sowjetische Interpretation der Slavischen Idee war ebenso imperial wie der Panslawismus des Zarenreiches“ (S. 107).

JOVO BAKIĆ argumentiert in *Der Jugoslawismus Josip Broz Titos – Kontinuität oder Diskontinuität* auf eine diskussionswürdige Weise, dass die angebliche „kroatische Variante des minimalen Jugoslawismus“ in der Lesart Titos vor allem auf einer Schwächung Serbiens und des serbischen Nationalismus beruht habe.

KONSTANTIN NIKIFOROVs Aufsatz *Russland und die Slavische Idee heute – Moskauer Perspektiven* wird von den Herausgebern eingeleitet, die darauf hinweisen, dass Nikiforov selbst an einer Wiederbelebung der „Slavischen Idee“ in der Russischen Föderation beteiligt war. Nikiforovs Beitrag ist entsprechend ideologisch aufgeladen. Der Autor operiert mit dem Begriff „der slavischen Welt“ und beklagt sich über angebliche Versuche, „Russland von den übrigen Ländern und von Europa zu trennen“ (S. 129), sowie darüber, dass „die ostslavische Landmasse auseinandergerissen“ werde (S. 129). Er fügt hinzu, dass die Slaven dabei seien, „ihre Identität zu verlieren“ (S. 130), distanziert sich aber immerhin vom Eurasismus Aleksandr Dugins.

Ein wohlthuendes Gegengewicht bietet AGNIESZKA GĄSIORS kunstgeschichtlicher und reich illustrierter Aufsatz *Slaventum und Staatspropaganda – Zofia Stryjeńska's Kunst in der Repräsentation der Zweiten Polnischen Republik*.

JENNY ALWART zeigt dann in *Der Eurovision Song Contest 2005 in der Ukraine – Vorstellungen über das ‚Slavische‘ und den Osten‘ in deutschen Tageszeitungen*, wie in

den Kommentaren zur Veranstaltung von 2005 ein ausgesprochen diffuses Bild des Slavischen konstruiert wurde. Die Autorin kommt zum überzeugenden Schluss, dass die Kategorien „Slavisches“ und „der Osten“ letztlich inhaltsleer blieben, und ruft dazu auf, „die Bilder vom ‚Unbekannten‘ und ‚Unberührten‘ der Ukraine aufzugeben und in der Berichterstattung zu einer wirklich ausdifferenzierten Darstellung zu gelangen“ (S. 177).

Danach erörtert IRINA SOROKINA in *The Sokol Movement in Russia – History and Contemporary Revival*, wie die in den 1860er Jahren in Böhmen entstandene Sokol-Bewegung seit den 1870ern zunächst vor allem an der Peripherie des Russischen Imperiums übernommen wurde, bis sie in den Jahren 1907 und 1908 offiziell anerkannt und für den russischen Nationalismus instrumentalisiert wurde. Außerdem weist die Autorin auf die Wiederbelebung der nun paramilitärisch ausgerichteten russisch-nationalistischen Sokol-Gruppen nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion hin.

LARS KARL zeigt in seinem umfangreichen Beitrag „Kosaken – das sind Russen, nur besser!“ – Identitätskonzepte der russländischen Kosakenbewegung zwischen Slaventum, Nation und Imperium“, dass die russischen Kosaken seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion zunehmend als „paramilitärische Verbände, quasimilitärisch organisierte Gemeinden und somit häufig auch“ als „Träger eines national-konservativen Gedankenguts“ (S. 196) in Erscheinung traten, die u. a. bei der Unterdrückung oppositioneller Ereignisse eine wesentliche Rolle spielten. Der Autor bietet eine gelungene knappe Geschichte des Kosakentums und seiner Widersprüche, zielt aber vor allem auf eine Darstellung der gegenwärtigen bedenklichen Situation ab (die Ereignissen in der Ukraine im Jahr 2014 erahnte man zum Zeitpunkt der Drucklegung des Bandes noch nicht).

SUSANNE SPAHN bietet politologisch ausgerichtete, knappe Antworten auf die Frage, *Warum die ostslavische Gemeinschaft der Russen, Belarussen und Ukrainer gescheitert ist*, wobei sie sich ganz auf die postsowjetische Periode beschränkt.

JOLANTA SUJECKA behandelt dann *Makedonien zwischen Slavischer Idee und Balkanföderation – Zentrale Begriffe und Topoi aus der Formierungsphase der makedonischen Nationalbewegung* aus diskursanalytischer Sicht. Wie sie betont, spielte „die slavische Idee“ in Makedonien nie eine tragende Rolle.

Das Gegenteil gilt für den Gegenstand von TANJA ZIMMERMANN: *Die Schlacht auf dem Amselfeld im Spiegel der internationalen Politik – Permutationen eines*

panslavistischen Mythos vom 19. bis ins 21. Jahrhundert. Wie Zimmermann zeigt, wurde der Mythos nicht nur im serbischen, sondern auch im russischen nationalistischen Diskurs instrumentalisiert.

ANDRIY PORTNOV schreibt anschließend ausführlich und kenntnisreich über *Die Herkunft der Rus' in der russischen, ukrainischen und sonjetischen Historiografie – Variationen des Panславismus der Theorien von Volodymyr Parchomenko*, wobei er das Thema über Parchomenkos Ansichten und deren Rezeption hinaus ausleuchtet.

RÜDIGER RITTER versucht in *Nationalismus, Panславismus oder Kultur der Region? – Die Konstruktion nationaler Musikkulturen am Beispiel Polens, Litauens und Weißrusslands*, Panславismus als einen „seiner Natur nach“ „übernationale[n] Ordnungsversuch mit einem grundsätzlich inklusiven Charakter“ darzustellen. Dies verwundert, da doch der Panславismus alles „Unslavische“ ausschließt, wie ja gerade der hier einbezogene Fall der Litauer verdeutlicht. Dass vor allem die Musik eigentlich ein besonders ausgeprägtes transnationales Potenzial in sich birgt, überrascht nicht.

Über den slavischen Bereich hinaus blickt auch RUŽA FOTIADIS in *Christenbrüder und Türkenfreunde – Griechisch-serbische Beziehungsbilder*. Fotiadis zeigt anschaulich, wie es dazu kam, dass sich „die Vorstellung von der Existenz einer traditionellen und historischen griechisch-serbischen Freundschaft [...] seit dem 19. Jahrhundert in der öffentlichen Meinung Griechenlands durchsetzen“ (S. 387) konnte.

ADAMANTIOS SKORDOS wiederum behandelt in seinem bemerkenswerten Beitrag *Vom ‚großrussischen Panславismus‘ zum ‚sonjetischen Slavokommunismus‘ – Das Slaventum als Feindbild bei Deutschen, Österreichern, Italie-*

nern und Griechen das Phänomen des Antislawismus als eine Reaktion auf den Panславismus. Er meint, dass „die Vorstellung von einer Gemeinschaft aller Slaven bei nicht-slavischsprachigen Europäern stark verbreitet war – wohl stärker als innerhalb der betroffenen Gruppe selbst“ (S. 390), während nationale Feindseligkeiten trotz allem vorwiegend gegen „einzelne slavische Nationen“ (S. 390) gerichtet gewesen seien. Vor allem weist der Autor darauf hin, dass die Begriffe „Slaven“, „Slaventum“ und „Panславismus“ „unreflektiert“ und „undifferenziert“ verwendet wurden (S. 390).

KONSTANTIN TSIMBAEV analysiert anschließend in *Der sonjetische Topos vom deutschen ‚Drang nach Osten‘ – Historische, ideologische und wissenschaftliche Ursprünge* die Geschichte dieser Formel auf bestechend sachliche Weise.

ZAUR GASIMOVs abschließender Beitrag *Vom Panславismus über den Panturkismus – Die russisch-türkische Ideenzirkulation und Verflechtung der Ordnungsvorstellungen im 20. Jahrhundert* betont, wie sich der Panturkismus in einer „Ideenzirkulation zwischen Russland und der Türkei, der slavischen und der türkischen Welt“ (S. 450) entwickelte, und zwar vor allem als Reaktion auf „die Türkei- und türkenkritische Haltung der Panславisten“ (S. 470).

Im Anhang des Bandes finden sich ein knapp gehaltenes Verzeichnis der Autorinnen und Autoren, ein Abbildungsverzeichnis und ein farbig gestalteter Tafelteil.

Dieser facettenreiche Band ist ein echter Gewinn; der Herausgeberin und dem Herausgeber ist zu danken.

Michael Moser, Wien

KLAVDIA SMOLA / OLAF TERPITZ (Hgg.): Jüdische Räume und Topographien in Ost(mittel)europa. Konstruktionen in Literatur und Kultur. Wiesbaden: Harrassowitz, 2014. XII, 274 S., 21 Abb., 6 Graph. = Opera Slavica, 61. ISBN 978-3-447-10281-0.

Inhaltsverzeichnis:

http://www.harrassowitz-verlag.de/dzo/artikel/201/238_201.pdf?t=1416395141

„A people without a land“ – der Topos vom Judentum als Volk ohne Heimat – hier in einem von Edward Said kolportierten zionistischen Zitat –, der in der Figur des zur immerwährenden Wanderung ver-

dammten Ewigen Juden seine Verkörperung findet, bestimmt über Jahrhunderte hinweg die Selbst- wie auch die Fremdwahrnehmung der Juden. Aus dieser spezifischen *conditio judaica* resultiert ein besonderes Verhältnis zum Raum, das auf dem stets präsenten Spannungsfeld zwischen Heimat und Exil, Heimatlosigkeit und mehrfacher Verwurzelung beruht. Damit schreibt sich das komplexe Thema jüdischer Verortung(en) gleichsam natürlich dem *spatial turn* ein, einem Paradigmenwechsel in Form einer Refokussierung von der bis dahin dominierenden Kategorie der Zeit hin zur Kategorie des Raums, die sich seit Ende der 1980er Jahre in den Geistes- und Sozialwissenschaften vollzogen hat. Grund hierfür ist ein Raumbegriff, der weniger die physisch-territoriale als vielmehr die soziokulturelle Qualität von Räumen in

den Vordergrund rückt: Diese werden als – kritisch zu hinterfragende – Produkte vielschichtiger Semantisierungsprozesse verstanden.

Der Sammelband *Jüdische Räume und Topographien in Ost(mittel)europa. Konstruktionen in Literatur und Kultur* widmet sich mit explizitem Bezug auf die ‚Raumwende‘ in der Literaturwissenschaft und deren nichtessentialistisches Raumverständnis der Untersuchung von „Raumkonstruktionen und topographische[n] Projektionen“ (S. VII) im Werk jüdischer Autoren und anderer Kulturschaffender. Vor dem Hintergrund einer Aktualisierung des Raumthemas in den Jewish Studies durch eine Verknüpfung mit postkolonialen, postmodernen und poststrukturalistischen Ansätzen wie *displacement*, Mimikry oder Alterität zielt die Publikation darauf ab, die hierdurch eröffneten neuen Perspektiven auch für den Grenzbe- reich der jüdisch-slavischen Studien fruchtbar zu machen.

Die aus einem Teil der Vorträge des Panels *Slavisch-jüdische Topographien: Grenzen, Gedächtnis, Sprachen, Geopoetik(en)* auf dem 11. Slavistentag im Oktober 2012 in Dresden hervorgegangene und durch eine Reihe weiterer Beiträge ergänzte Publikation weist eine große zeitliche, räumliche und sprachliche Bandbreite auf: Die neun Aufsätze decken den Zeitraum vom Ende des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart ab und nehmen verschiedene Länder des im Titel unter dem Sammelbegriff „Ost(mittel)europa“ gefassten Gebiets – v.a. Polen, Tschechien (bzw. Tschechoslowakei), Russland, Litauen und die Sowjetunion – sowie Israel und deren jeweilige Sprachen in den Blick. In medialer Hinsicht befassen sich, mit Ausnahme zweier Untersuchungen zu Film bzw. Videokunst und Performance, alle Aufsätze mit literari- schen Texten zu verschiedensten Themen.

Der angesichts dieser Diversität als gemeinsamer Nenner fungierende performative Raumbegriff schließt die Frage nach den Akteuren – und deren Hierarchie – mit ein. Diesbezüglich lassen sich in der Zusammenschau aller Beiträge zwei wesentliche Wechselwirkungen erkennen. Zum einen liegen häufig plurale und in der Regel konkurrierende Raumse- mantisierungen vor, die sowohl durch die jüdische Bevölkerung und die sie jeweils umgebende, meist slavische Mehrheitsgesellschaft, als auch durch ver- schiedene innerjüdische Gruppen, etwa aus unter- schiedlichen Ländern oder mit divergierenden An- sichten und Interessen, vorgenommen werden. Die- se Konstruktionen und Projektionen sind dabei kei- neswegs stabil, sondern unterliegen einem beständi- gen Aushandlungsprozess, der sich als expliziter wie auch impliziter Diskurs und Gegendiskurs gestaltet

und auf (meist politische) Veränderungen – mit dem Holocaust als zweifellos größter Zäsur – reagiert. Zum zweiten findet auch zwischen den von einem Kollektiv geteilten Raumwahrnehmungen und deren künstlerischer Repräsentation und Rekontextualisie- rung durch Autoren und andere Kulturschaffende ein kontinuierlicher und kreativer wechselseitiger Austausch statt.

Der Sammelband wird von einem der beiden He- rausgeber, OLAF TERPITZ, mit dem Beitrag *Das Feuilleton und die Stadt. Lev Levanda, Sholem Aleichem und Antoni Slonimski* eröffnet. Der erste Teil bietet einen Überblick über gängige Raumtheorien sowie einige Überlegungen zu jüdischen Räumen im Be- sonderen. Aufgrund seiner Relevanz für die gesamt Publikation wäre dieser Abschnitt in der Einleitung sinnvoller platziert gewesen. Weitere theoretische Betrachtungen zum spezifischen Raum der Groß- stadt in der Epoche der Moderne in Anschluss an Corbinau-Hoffmann sowie zum Feuilleton in An- schluss an Benjamin bereiten die im weiteren Verlauf vorgenommene textbasierte Analyse vor. Terpitz un- tersucht die in den Feuilletons der jüdischen Schrift- steller und Intellektuellen Levanda, Aleichem und Slonimski unternommenen literarischen Kartierun- gen der Städte Wilna (Vilnius), Kiew und Warschau und arbeitet anhand von Textbeispielen deren je- weils spezifische Züge heraus. Abschließend identi- fiziert er trotz der unterschiedlichen räumlichen und zeitlichen Entstehungskontexte und Themen der Feuilletons und der persönlichen Hintergründe der drei Autoren die Verschränkung von Urbanität und sich wandelnder jüdischer Erfahrung als übergeord- netes Thema.

Im Anschluss folgen zwei Aufsätze, die das The- ma der Einordnung Kafkas – als Deutscher, Jude oder Tscheche – mit Blick auf seine Prager Herkunft aus der Innen- bzw. Außenperspektive beleuchten. BORIS BLAHAK geht in „*Ein Tscheche? Nein*“. *Franz Kafkas topographisch bedingte Exophonie und die innerste Dyade von Judentum und Slavia* Kafkas bewusster wie auch unbewusster Selbstverortung durch Sprache in Briefen und anderen Zeugnissen nach. Die Selbstpo- sitionierung dieses Autors erfordert, wie Blahak zeigt, eine Unterscheidung zwischen Kafka als Schriftsteller, der eine solche Dyade aus Karriere- gründen entschieden negierte, sowie Kafka als Ar- beitnehmer und Privatperson, der selbige in der Hoffnung auf persönliche Vorteile aktiv inszenierte. Nach der Feststellung, dass in beiden Fällen keine jüdisch-slavische Dyade vorliegt, kommt der Verfasser in einem letzten Schritt zu dem Schluss, dass die- se jedoch auf einer dritten Ebene durch jiddische wie

auch tschechische Interferenzen in seiner deutschen Literatursprache nachweisbar ist – d.h. als eine von Kafka selbst nicht reflektierte, durch seiner Verortung im multiethnischen Prager Raum erworbene Dyade. Obwohl der Verfasser Kafkas zwiegespaltenes Verhältnis zum Tschechischen und Jiddischen anhand von Zitaten nachvollziehbar illustriert, erscheint der Begriff der Dyade für diese Untersuchung nicht ganz zutreffend gewählt, da die Analyse weniger die enge Zweierbeziehung von Judentum und Slaventum als vielmehr deren *jeweilige* Wechselwirkung mit Kafkas dritter, deutscher Identität aufzeigt.

Mit der Fremdverortung des Schriftstellers befasst sich dagegen ASTRID WINTER in ihrem Beitrag *Was in Lesebüchern fehlte. Jüdische Identität und Prager Topographie als Kanonisierungsfaktoren der aktuellen tschechischen Kafka-Rezeption*. Im ersten Teil des Aufsatzes verfolgt die Autorin die wechselhafte offizielle Rezeptionsgeschichte der dreifachen Identität Kafkas in Abhängigkeit von politisch-ideologischen Entwicklungen anhand seiner Darstellung in tschechischen Lese- und Schulbüchern nach. Die anschließend vorgestellten Ergebnisse einer von der Verfasserin durchgeführten Umfrage zur ethnischen und sprachlichen Verortung Kafkas bestätigen weitgehend das von den Lehrbüchern seit Ende der 1980er Jahre geprägte Bild Kafkas als tschechischer und vor allem als Prager Autor, dessen deutsche Identität in der populären Wahrnehmung weitgehend durch seine jüdische verdrängt wurde.

Während in den bislang vorgestellten Beiträgen die (städtischen) Räume mit ihren jeweiligen spezifischen soziokulturellen Eigenschaften eher als – wenn auch entscheidender – Hintergrund für die Analysen fungieren, rücken sie in zwei weiteren Aufsätzen, beide mit Bezug zum Holocaust, stärker in den Fokus. NATASCHA DRUBEK untersucht in ihrem Beitrag *Ghettoisierte Sprachen. Die tschechisch-deutsche „Zwangsgemeinschaft“ der Juden von Theresienstadt* die Topographie des von jüdischen „Tschechoslowaken“, Deutschen und Österreichern unterschiedlichster Weltanschauung bewohnten Ghettos mit besonderem Fokus auf der – teils konfligierenden – Verknüpfung von Sprache und Zugehörigkeit. MONIKA BEDNARCZUK stellt in *Die jüdisch-polnische Topographie Lublins in den Erinnerungspraktiken des Zentrums Brama Grodzka – Theater NN* die performative Transformation des ehemaligen jüdischen Viertels von einem Raum ohne Spuren jüdischen Lebens in einen interkulturellen Gedächtnis- und Begegnungsort auf anschauliche Weise vor.

Bei den in den vier übrigen Beiträgen des

Sammelbands thematisierten Räumen handelt es sich dagegen um Makroräume, d.h. Regionen oder Länder. Der – wie in Lublin – ebenfalls von der geographischen Landkarte verschwundene jüdisch-litauische Raum erfährt eine Wiederkehr in Form von literarischen *Topographien von Heimat im Werk des litauisch-jüdischen Autors Grigorij Kanovič*, so der Titel des Aufsatzes von CHRISTINA PARNELL, die die in ihnen enthaltene Semantik der Ausweglosigkeit aufzeigt. Ebenfalls stark textbasiert analysiert BRITTA KORKOWSKY in *Überall und nirgendwo: Raumsemantisierung in Il'ja Ėrenburgs Chulio Churenito* die narrative Funktion von Bedeutungszuschreibungen verschiedenster Räume, von Westeuropa und Paris über Russland bis zum Kaukasus und dem Senegal.

Das auch in anderen Beiträgen immer wieder anklingende Thema Israel steht im Zentrum des Aufsatzes der zweiten Herausgeberin des Sammelbands KLAVDIA SMOLA. In *Die Erfindung des Gelobten Landes. Utopische Raum- und Zeitkonzepte in der Prosa des spätsojjetischen jüdischen Dissens* arbeitet die Verfasserin sehr ausführlich anhand von mehreren Exodus-Romanen die Imagination Israels als sowohl räumliches als auch zeitliches Gegenkonzept zum damaligen Leben in der Sowjetunion heraus, d.h. mit Israel als jüdischer Urheimat in der Vergangenheit wie auch als Ziel zukünftiger zionistischer Bestrebungen. Zusammen mit einer Reihe weiterer jüdischer Gegenorte entsteht hierdurch eine spezifische Raumtopik, die den Widerstand gegen die hegemoniale russisch-sojjetische Kultur auch auf der strukturellen Ebene in den Texten verortet. Als entscheidend für die räumlichen wie auch zeitlichen Semantisierungen identifiziert Smola die Anwendung biblischer Deutungsmuster und mythologisch-mystischer Überlieferungen auf historische und gegenwärtige Ereignisse.

Die Verkehrung des zionistischen Gedankens thematisiert dagegen TANJA ZIMMERMANN in *Polen und Israel als Resonanzräume der Erinnerung. Polnisches Exil und jüdische Emigration in der Videokunst Artur Żmijewski und der Gruppe Jewish Renaissance Movement in Poland*. In ihrem Text stellt sie u.a. die Aktivitäten einer Gruppe polnischstämmiger Künstler aus Israel vor, die mithilfe verschiedener Medien Juden in Israel zur Rückkehr nach Polen aufruft. Mittels einer Analyse der von verschiedensten, oft dekontextualisierten Symbolen geprägten (Bild-)Sprache zeigt die Autorin das groteske Spiel mit Identität und Erinnerung auf.

Identität und Erinnerung sind letztlich auch die beiden Themen, die, neben der Kategorie des (jüdischen) Raums, sämtliche Beiträge des Sammelbandes

miteinander verbinden und mit dem jüdischen Raum ihrerseits in enger Beziehung stehen. Dabei erweisen sich jüdische Gedächtnisorte und Erinnerungsräume in vielen Fällen als verloren oder zerstört (so in den Aufsätzen von Bednarczuk, Parnell, Smola und Zimmermann), sodass sie einer aktiven (Re-)Konstruktion – etwa in Form topographischer Projektionen im Medium der Literatur – bedürfen, die nicht selten mit einer vollständigen oder partiellen Umkodierung einhergeht. Die durch die Erinnerung erzeugte Vorstellung einer Kontinuität ist wiederum von größter Bedeutung für die individuelle wie auch kollektive jüdische Identität, deren Problematik sich ebenfalls auf den Raum, d.h. auf die Diasporasituation, zurückführen lässt.

Aufgrund dieser Verbindung von Raum, Identität und Erinnerung kommt ersterem auch in denjenigen Beiträgen, in denen er nicht ausdrücklich im Fokus steht, eine bedeutende Rolle zu. Da in dem Sammelband ausschließlich jüdische Mikroräume wie etwa Synagogen keine Betrachtung finden, erfolgt durch die Konzentration auf multiethnische und multi-kulturelle Räume – vom Dorf oder Shtetl über die (Groß-)Stadt bis hin zu Regionen und Ländern – eine Betonung der Doppel- oder Mehrfachkodierungen der von unterschiedlichen Gruppen gemeinsam bewohnten Räume. Hierdurch wird deutlich, dass jüdische Räume (wie auch Identitäten und Erinnerungen) als Gegenstände beständiger Aushandlungsprozesse und somit als instabile Konstrukte zu betrachten sind. Das in der Einleitung genannte Ziel des Sammelbandes, jüdische Raumkonstruktionen in

Ost(mittel)europa speziell im Hinblick auf plurale Existenzen und problematische Identitäten zu untersuchen, wird damit erreicht.

Durch die Anlage des Bandes als Zusammenstellung von oftmals sehr spezifischen Fallstudien gelingt es naturgemäß nur in eingeschränktem Maße, die als Motivation für die Publikation genannten Forschungslücken an der Schnittstelle von Judaistik und Slavistik zu schließen. Allerdings liegt gerade hier auch eine Stärke, da der Band durch die große Bandbreite die in den verschiedensten Kontexten vorhandene Pluralität jüdischer Raumsemantisierungen verdeutlicht. Letztendlich hätte die Publikation aber durch ein ausführlicheres Vorwort oder ein Nachwort, das die Ergebnisse der disparaten Beiträge zusammenführt, enorm gewonnen.

Abschließend lässt sich festhalten, dass sich die hier erfolgte Anwendung von Erkenntnissen und Methoden des *spatial turn* auf jüdische Räume im östlichen Europa als äußerst fruchtbar zur Analyse des Spannungsfelds zwischen physischen und metaphysischen Räumen, zwischen Rekonstruktion und Projektion erweist. Der Topos vom jüdischen Volk als „a people without a land“ wäre demnach umzuformulieren in „a people without *one* land“ – aber mit mehreren Heimaten – dem Geburts- oder Wohnort in der Diaspora als individueller Heimat, Israel als Urheimat des Judentums sowie dem jüdischen kollektiven Gedächtnis und der Heiligen Schrift als portabler, spiritueller Heimat.

Annelie Bachmaier, Regensburg

KARL KASER: Household and Family in the Balkans. Two Decades of Historical Family Research at University of Graz. Ed. by Karl Kaser. Münster [usw.]: LIT, 2012. 625 S., Tab., Graph., Abb. = Studies on South East Europe, 13. ISBN: 978-3-643-50406-7.

Inhaltsverzeichnis:

<http://d-nb.info/1023702967/04>

Einen gewichtigen Band gilt es anzuzeigen, nicht nur vom Umfang (625 Seiten) und vom Gewicht (1064 g), sondern auch vom Inhalt her. *Household and Family in the Balkans* bietet einen umfassenden Überblick über einen Forschungsschwerpunkt, der seit zwei Jahrzehnten besteht. 1993 startete das erste vom österreichischen Wissenschaftsfonds (FWF) finanzierte Projekt zu balkanischen Familien. Niemand ahnte damals, dass dies der Beginn war für

eine ganze Reihe von Forschungsarbeiten zur Familien- und Haushaltsstruktur Südosteuropas, die am Zentrum für Südosteuropäische Geschichte der Universität Graz (heute: Südosteuropäische Geschichte und Anthropologie) angesiedelt wurden. Im Vorwort wird die Geschichte dieser Forschungen samt Vorgeschichte von Initiant Karl Kaser skizziert, der von den Archivfunden mit Haushaltszählungen, vor allem aber dem Kontakt mit dem amerikanischen Kulturanthropologen Joel M. Halpern und dessen Sammlung zu Jugoslawien berichtet. Diese Begegnung gab den Ausschlag, dessen Archiv auszuwerten und als Basis für weitere Forschungen zu benutzen.

Es entstand ein Forschungszugang an der Schnittstelle von Geschichte und Anthropologie, qualitative und quantitative Zugänge kombinierten die Methoden beider Disziplinen. Grundproblem des Vorhabens war die Aufarbeitung des Entstehens, Funktionierens und der Entwicklung der balkanischen Fami-

lienmuster mit ihren patriarchalen Strukturen. Die Zadruga wurde lange Zeit als der südslawische Typ eines komplex strukturierten Mehrfamilienhaushaltes gesehen, manchmal auch als traditionelle soziale Institution der Serben und/oder Kroaten – je nach politischer Situation und nationalem Konzept. Im 19. Jahrhundert entstand die Ansicht, es gebe eine homogene südslawische Bevölkerung mit spezifischen Eigenheiten wie etwa der Betonung der Gemeinschaft. Kaser und sein Team zeigen jedoch, dass die Familienstrukturen auf dem Balkan nicht auf ethnischen oder religiösen Zugehörigkeiten basieren. Im Laufe der Zeit vertrat die Gruppe verschiedene Hypothesen zur Entstehung und Entwicklung dieser Strukturen, die teilweise wieder verworfen wurden, was von einem stetigen Weiterentwickeln der Forschungsperspektiven auf der Basis immer umfangreicheren Materials zeugt.

Kaser schuf den Begriff der Balkanfamilie, die verbunden ist mit patrilinearen Abstammungsgruppen und dazugehörigen Eigenheiten wie Kollektivbesitz, männlichem Erbrecht, Ahnenkult und (an manchen Orten) Blutfehde. Die Forschung erfolgte zunächst in enger Zusammenarbeit mit MICHAEL MITTERAUER, welcher die Erkenntnisse zum westlichen (Vorherrschen der einfachen Kernfamilie) und östlichen Familientypus (Vorherrschen der komplexen Haushalte mit mehreren Familien), wie sie schon seit Hajnals Trennlinie von 1965 bekannt waren, vertiefte (*Family Contexts: The Balkans in European Comparison*).

Ein Vorwort, zwei Einleitungen und drei große Themenblöcke (*Chapter I: Pre-Modern Family Contexts; Chapter II: Modernisation and the Interventionist State; Chapter III: Socialism and Post-Socialism*) bilden die Struktur des Bandes. Insgesamt enthält dieser 28 Aufsätze von Mitarbeitenden des Projektes, die zwischen 1994 und 2011 erschienen sind. Die beiden Einleitungen von KARL KASER, JOEL M. HALPERN und RICHARD A. WAGNER aus den Jahren 1994 und 1996 beschreiben die Ziele des Projekts und präsentieren einige frühe Resultate. Kaser vertritt hier die These, dass das Familienmuster archaischer, genauer illyrischer Herkunft und seine Existenz eng mit der Weidewirtschaft verbunden sei.

Die Texte von Kaser, in allen Themenblöcken zu finden, umreißen die großen Linien des Vorhabens, bieten Überblicke über Regionen, zeitliche Entwicklungen oder einzelne Themen und fassen Erkenntnisse zusammen. Die Balkanfamilie, so die These im gleichnamigen Aufsatz, ist unabhängig von anderen östlichen Mehrfamilienhaushalten („Joint Families“) entstanden, es gibt keine allgemein slawische Über-

einstimmung. Vlachen spielen nach Kaser eine zentrale Rolle, da ihr Familienmuster von anderen Gruppen übernommen wurde. Im Laufe des Projektes wird allerdings das Zusammenspiel von ökonomischen, ökologischen, demographischen, politischen und kulturellen Faktoren immer weiter differenziert. Kaser versucht den sich daraus ergebenden Variantenreichtum der Haushaltsstrukturen in mehreren Modellen zu gliedern (z.B. in *Pastoral Economy and Family in the Dinaric and Pindus Mountains [14th – early 20th Centuries]*).

Die weiteren Texte von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Projektes, von denen einige heute Lehrstühle innehaben, dehnen die Forschungen räumlich und zeitlich aus, vertiefen einzelne Aspekte und fügen neue Fragen hinzu. HANNES GRANDITS etwa beschreibt in *Changing Family Contexts and Property Rights in the Second Half of the 19th Century: Some General Trends in the Habsburg Empire* die Reformen nach 1848, die zu einem schnellen Wandel der Bauerngesellschaften führten und die feudale Ordnung durch ein modernes Staatskonzept ersetzten. Die sogenannte Grundentlastung bot den Bauern die Möglichkeit, das Land zu übernehmen und sich vom Grundherrn zu emanzipieren. Das demographische Wachstum, die zunehmenden Wanderungsbewegungen und die Protoindustrialisierung beeinflussten die Familien- und Erbformen, immer stärker griffen normierte Gesetzgebungen in tradierte Formen ein, beeinträchtigten die intergenerationelle Weitergabe von Besitz und damit die etablierten Normen der sozialen Organisation. Die Auswirkungen waren aber je nach lokalen Gegebenheiten, Form der Grundherrschaft und Erbgeln völlig unterschiedlich.

ULF BRUNNBAUER zeigt in *Families and Mountains in the Balkans. Christian and Muslim Household Structures in the Rhodopes, 19th – 20th Century*, wie sehr es auf lokale und regionale Bezüge ankommt, wie gefährlich allgemeine Zuschreibungen etwa nach ethnischer Gruppe oder Religionszugehörigkeit sind. SIEGFRIED GRUBER und ROBERT PICHLER beschäftigen sich mit den *Household Structures in Albania in the Early 20th Century*. Der Zensus von 1918 dient diesem wie auch weiteren Texten als wichtige Quelle. Auch hier sind je nach ökonomischer Strategie und geographischer Lage große Unterschiede festzustellen, allerdings mit einer generellen Tendenz, die Haushalte einige Jahre nach der Eheschließung zu teilen. Nur wenige Familien blieben über Generationen zusammen. Die Intensität der patriarchalischen Strukturen scheint dabei sehr variabel und von vielen Faktoren abhängig zu sein. In einem weiteren Text (*Household Formation and Marriage: Different Patterns in*

Serbia and Albania?) vergleicht GRUBER die serbischen und albanischen Haushalte am Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert. Es gibt insgesamt mehr Hinweise auf unterschiedliche als auf gemeinsame Muster, obwohl die Gebiete eigentlich zum gleichen Typus gehören.

BRUNNBAUER skizziert in *Descent or Territoriality: Inheritance and Family Forms in the Late Ottoman Empire and Early Post-Ottoman Balkans* die Beziehungen von Sozialstrukturen, Erb- und Familienformen in dieser Zeit. Er wendet sich gegen die Idee eines linearen Fortschritts vom Osmanischen Reich zu den Nationalstaaten. Die gesellschaftlichen Prozesse am Ende der osmanischen Ära hatten ambivalente Folgen, die Erbpraktiken stellten einerseits Kontinuität her, hatten aber nachteilige Nebeneffekte im Rahmen des Nationalstaates und der privaten Besitzverhältnisse: Das Land wurde knapp durch Erbteilungen, die nicht mehr durch Allmenden ausgeglichen wurden, die fehlende Industrialisierung verhinderte eine Abwanderung der Bevölkerung und produzierte damit eine Überbevölkerung, die einen Ausweg nur in der Emigration sah.

Beispiele für die städtische Entwicklung bietet GRUBER in *Household Structures in Urban Albania in 1918*. Bei vielen lokalen Unterschieden kann gesagt werden, dass komplexe Haushalte vor allem bei sozial höherem Status festzustellen sind. Sie waren offensichtlich prestigeträchtiger, aber im städtischen Umfeld auch schwieriger zu führen. In weiteren Texten von GRUBER und von GENTIANA KERA und ENRIKETA PANDELEJMONI werden die Analyse urbaner Strukturen und des Zusammenspiels sozialer und räumlicher Faktoren verfeinert. Mehrere Aufsätze zu den Entwicklungen der Familiensysteme seit dem 19. Jahrhundert in verschiedenen Regionen zeigen einerseits den fundamentalen Wandel der Familienstrukturen, machen andererseits aber sichtbar, dass die kulturelle Werte der komplexen Haushalte auch nach deren Auflösung von Bedeutung blieben und weit ins 20. Jahrhundert wirkten. Neue Aspekte wurden wichtiger, etwa die Folgen der verschiedenen Migrationsformen (PICHLER: *Strategies of Migrant Workers in the Highland Villages of Southern Albania in the 19th and 20th Centuries*) oder die Entstehung des Sozialstaates (GRANDITS: *Kinship and the Welfare State in Croatia's Twentieth-Century Transitions*).

Chapter III *Socialism and Post-Socialism* wird von ULF BRUNNBAUER, ANELIA KASSAVOBA und KARIN TAYLOR mit zwei Texten zur Familienpolitik der bulgarischen kommunistischen Partei eröffnet. Diese hatte meist nicht den erwünschten Effekt, auch wegen der Mängel der eigenen Wirtschaftspolitik, die

dazu führte, dass man vieles akzeptieren musste, das man aus ideologischen Gründen eigentlich ablehnte. PICHLER bietet in *Migration, Ritual, and Ethnic Conflict. A Study of Wedding Ceremonies of Albanian Transmigrants from the Republic of Macedonia* eine Fallstudie des Dorfes Velešta/Veleshte zum Verhältnis von Migration, nationalistischer Mobilisation und der Bedeutung von Ritualen für den sozialen Zusammenhalt. Nationalismus, aber auch die Imagination eines Heimatlandes kommt in diesen Ritualen, aber auch den Häuserbauten der Emigranten zum Ausdruck. Man stellt Lokalität her als Ausdruck eines Rückzugs voller primordialistischer Ideen und der Erwartung einer authentischen, geordneten, sicheren und verwurzelten Existenz. In einem zweiten Text vergleicht er die Hausbauten der hier lebenden Albaner und Makedonier. Beide Gruppen stärken damit die ethnischen Abgrenzungen, beide fürchten um ihre Heimat. Die Emigranten fördern die Vorstellung einer kohärenten und lokal verankerten Gemeinschaft, die Häuser dienen als idealisierte Modelle der zusammenlebenden Familie, stehen aber zugleich für die oft lebenslange Abwesenheit von zuhause.

Während des Krieges in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts gewannen neo-patriarchale Rollenbilder als Konsequenz der Mystifizierung einer glorreichen nationalen Vergangenheit enormen Einfluss, widersprachen aber der Realität einer zunehmend globalisierten Gesellschaft, wie der Artikel von GRANDITS zu *Gender Relations in Post-War Social Life: The Example of Multinational Herzegovina* zeigt. CAROLIN LEUTLOFF-GRANDITS, DANIJELA BIRT, TIHANA RUBIĆ beleuchten in *Two Croatian Localities* die Verbindung von Verwandtschaft, Nachbarschaft, Freundschaft und sozialer Sicherheit in der Phase des Übergangs von der sozialistischen zu postsozialistischen Ära.

Der Band bietet einen Überblick über ein Forschungsprogramm, das weniger auf Großtheorien als auf einer Mischung aus theoriegeleiteter Forschung, viel empirischer Kärnerarbeit und Reflexion auf der Basis des *Grounded Theory*-Ansatzes basiert. Eine solche Sammlung enthält zwangsläufig Redundanzen; vor allem die Grundannahmen des Vorhabens werden mehrfach skizziert. Umgekehrt fehlen manchmal wichtige Hinweise. So nehmen mehrere Texte Bezug auf eine Arbeit von Kaser aus dem Jahr 1996, in welcher er vier Varianten balkanischer Familienstrukturen vorstellt. Dieser Text hätte vielleicht in die Sammlung aufgenommen werden müssen. Eine Einführung in die Grundbegriffe der Familienforschung wäre hilfreich gewesen, ebenso ein zusammenfassender Abschluss. Der zunehmende Ein-

bezug qualitativer Daten gerade für die neuere Zeit wirkt als willkommener Ausgleich zu den vielen Zahlenreihen und Tabellen, welche die demographische Arbeit prägen.

Das Buch gestattet einen ausgezeichneten Einblick in die Entwicklung eines solchen Vorhabens, in den Umgang mit offenen Fragen und Unsicherheiten, das Erörtern von Alternativen und das Formulieren von Hypothesen. Es zeugt von einem hartnäckigen Bohren dicker Bretter, bei dem alle mögli-

chen Werkzeuge originell und innovativ eingesetzt werden. Noch ist das Panorama jenseits des Brettes nicht vollständig freigelegt, versperren hartnäckige Hindernisse den einen oder anderen Teil des Horizonts. Und doch ist unser Bild der Familien- und Haushaltsstrukturen und der damit verbundenen vielfältigen Aspekte balkanischer Gesellschaften um ein Vielfaches reicher als vor 20 Jahren.

Walter Leimgruber, Basel

Geschichte der Slavia asiatica. Quellenkundliche Probleme. Hrsg. von Christian Lübke / Ilmira Miftakhova / Wolfram von Scheliha. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2013. 260 S. ISBN: 978-3-86583-752-3.

Inhaltsverzeichnis:

<http://d-nb.info/1043291245/04>

Der zu besprechende Band ist, nach Bekunden eines Herausgebers (S. 33), das in dieser Form unbeabsichtigte Endergebnis des Forschungsprojekts *Die Rus' und das Dešt-i-Qipčaq* – und in diesem Sinne ebenso erfreulich wie bedauerlich. Das unerwartete Zudrehen des Geldhahns für dieses in das DFG-Schwerpunktprogramm *Integration und Desintegration der Kulturen im europäischen Mittelalter* eingebettete Projekt nötigte nämlich zur raschen Veröffentlichung der Beiträge eines Workshops aus dem Januar 2011. Blieb damit auch das intendierte Ziel des Projekts auf der Strecke, so darf seine gleichsam erzwungene Abschlusspublikation dennoch als Gewinn gesehen werden. Die Tatsache, dass ein positiv evaluiertes Forschungsvorhaben nicht auf die Zielgerade darf, gibt hingegen ein weiteres Kapitel der befremdlichen Wissenschafts- und insbesondere Förderkultur unserer Tage ab.

In seiner Einführung (S. 9–36) steckt WOLFRAM VON SCHELIHA die Slavia Asiatica als „jene Regionen ab, deren Geschichte im Mittelalter über einen längeren Zeitraum durch vielfältige Formen des Kontaktes zwischen Angehörigen der slavischen Sprachgemeinschaft und den zumeist turksprachigen Völkern Asiens geprägt wurde“ (S. 9). Er verteidigt den nicht unumstrittenen Terminus mit gutem Grund und weist mit ebensolchem den gelegentlich eingeforderten Begriff Slavia Turcica zurück. Sein Blick gilt vor allem den von einer Kulturgefälletheorie geprägten Forschungskontroversen des 20. Jahrhunderts, welche die Rus' entweder konsequent von den turkmongolischen Steppennomaden zu trennen

oder aber ihre Rückständigkeit gegenüber Europa mittels ihrer Beziehungen zu Asien zu erweisen suchten. Seine Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Narrativen der Sowjethistoriographie, des Eurasismus sowie nationaler Sichtweisen einzelner ehemaliger Sowjetrepubliken gewährt Einblick in das bis heute virulente Problem der Sicht auf die vorzaristische Geschichte dieses Raums. Die Beziehungen der Rus' zu den Kiptschaken begannen JURIJ V. ZELENSKIJ zufolge (S. 37–49) mit den anfänglich überwiegenden Plünderungszügen der Steppennomaden. In einer zweiten Phase standen ab Beginn des 12. Jahrhunderts neben den Konflikten vornehmlich von den Rus' initiierte Bündnisse mit dem hauptsächlichlichen Ziel der Nutzung kiptschakischer Krieger zur Lösung interner Konflikte. Der Verfasser erarbeitet das wechselnde Mit- und Gegeneinander aus den russischen Chroniken, wobei sich der Erkenntnisgewinn der referierten Namenslisten von Kriegsteilnehmern, Gefangenen, Gefallenen und potentiellen Schlachtorten nicht restlos erschließt. YULIA MIKHAILOVA vertieft den Aspekt des Miteinanders zwischen Kiptschaken und Rus' in *Christians and Pagans in the Chronicles of Pre-Mongolian Rus: Beyond the Dichotomy of 'Good Us' and 'Bad Them'* (S. 50–79). Sie stellt den aus den Quellen bis heute immer wieder entnommenen Vorurteilen über die Barbaren aus der Steppe Belege über Vertrautheit und kulturelle Annäherungen gegenüber. Dabei lassen sich in den von den Ereignissen oft entfernt entstandenen nordrussischen Quellen literarisch traditionellere, und damit deutlich negativere, Bilder festmachen als in Texten aus der tatsächlichen Begegnungszone. PAVEL V. LUKIN (*Data on Nomads in Old Rus'ian Chronicles*, S. 80–87) thematisiert Chronologieprobleme der russischen Überlieferung, insbesondere bei der Umrechnung des Weltärenstils in Inkarnationsdatierungen. In erster Linie aber unterbreitet er Vorschläge für Evaluierungs- und Einteilungskriterien der russischen Chroniktexte zu Steppennomaden, um die Erfassung relevanter Quellenstellen in den

projektierten *Regesten zur Geschichte der Slavia Asiatica* sinnvoll zu strukturieren – ein wertvoller Denk- und Diskussionsanstoß für das hoffentlich doch noch realisierbare Schlüsselvorhaben zum Generalthema. Den konsequenten Anschluss daran liefert WOLFRAM VON SCHELIHA: *Nicht-chronikalische Schriftquellen der Rus' zur Geschichte der Slavia Asiatica im 13. und 14. Jahrhundert* (S. 88–147). Darin erfahren drei Fallbeispiele dieser disparaten und heterogenen Gruppe in exemplarischer Ausführlichkeit Würdigung: 1. Die fünf Belehrungen des Bischofs Serapion von Vladimir, die unter anderem um die Deutung der mongolischen Tributherrschaft als Gottesstrafe kreisen und vermutlich in die Zeit zwischen nach 1258 und 1274/75 zu datieren sind. Fragen um ihre Entstehungszeit und die Kontextualisierung des darin vermittelten Mongolenbildes stehen bei der Analyse im Vordergrund. 2. Drei kirchliche Urkunden zum Streit über die Bistumsgrenzen von Sarāi aus der Zeit zwischen 1330 und 1356, die ungeachtet ihrer strittigen Authentizität Licht auf das Zusammenleben und die kulturellen Verflechtungen der christlichen Rus' mit den Mongolen werfen. 3. Eine 2007 bei Ausgrabungen im Kreml entdeckte Inventarliste eines Turko-Mongolen in Form einer Birkenrindenurkunde aus der Zeit um 1400. Im Kontext dieser Quelle werden die zeitgenössische Rolle der Tataren in der Rus' und die Verwobenheit der beiden Lebenswelten vor der Folie des Konstrukts „Tatarenjoch“ hinterfragt. ILMIRA MIFTAKHOVA widmet sich den Quellen zu den tatarisch-litauischen Beziehungen im 14. und 15. Jahrhundert (S. 148–162) und richtet dabei besonderes Augenmerk auf die Urkunden der Khane (*jarlyq*) und auf die litauischen Chroniken. Für die Zeit des Khans Tochtamyš und seiner Nachfolger lassen sich damit intensive Interaktion und wiederholte Allianzen dokumentieren. Die Ende des 14. Jahrhunderts zunehmenden Auswanderungen von Tataren aus der Goldenen Horde nach Litauen beleuchtet sie auf Basis osmanischer Geschichtsschreibung und eines Mitte des 16. Jahrhunderts entstandenen „Berichtes über die polni-

schen Tataren“ aus der Feder eines anonymen litauischen Tataren. SEBASTIAN KOLDITZ erweitert das Quellenspektrum mit *Petschenegen, Kiptschaken, Tataren: Beobachtungen zu griechischen und polnischen Quellen nachrichten für die Geschichte der Slavia Asiatica* (S. 163–198) in quantitativer und vor allem qualitativer Weise ungemein. Kolditz legt eine detailreiche Quellenschau und -studie vor, für die ihm zukünftige Forschende zu Dank verpflichtet sind. Ein nach seinen Maßstäben gestaltetes Ausleuchten der Quellenlandschaft zur Slavia Asiatica sollte fraglos Ziel zukünftiger Bemühungen sein. *Die Erforschung turksprachiger Lehnwörter im Altostslawischen in der postsowjetischen Turkologie* (S. 199–210) von ANDREJ SHABASHOV bietet einen eklektischen Einblick in kontroverse Thesen zu den Turzismen in der Forschungsliteratur der letzten 25 Jahre. In erster Linie vermag Shabashov die Problembeladenheit der Forschung aufzuzeigen, die vielfach von nationalistischen und turkophoben Interessen geleitet erscheint. *Die archäologische Erforschung der mittelalterlichen Nomaden im nordwestlichen Schwarzmeergebiet* (S. 211–226) von SERGEJ GIZER gibt einen Abriss über die Grabungsgeschichte im besagten Raum und die daraus resultierenden Kontroversen um Periodisierung, ethnische Zuordnung und Klassifikation der vornehmlich aus Kurganen stammenden Hinterlassenschaften nomadischer Gruppen. NIJAZ CH. CHALITOV und NAILJA N. CHALITOVA versuchen in *Der doppelköpfige Adler in der islamischen und in der turko-tatarischen Kunst des Mittelalters* (S. 227–237) der Genese ebendieses Motivs, seiner Entwicklung und Adaption durch unterschiedliche Ethnien sowie seiner sich wandelnden Bedeutung auf die Spur zu kommen.

Ein solides Register steht am Ende eines Sammelbandes, dessen Beiträge aus den eingangs genannten Gründen zwar kein vollständiges Bild der Quellenlage und -probleme der Slavia Asiatica formen können, in zentralen Fragen jedoch wertvolle Einsichten und Anregungen zu weiterer – hoffentlich auch finanzierbarer – Forschung geben.

Johannes Gießauf, Graz

AUDRONĖ BLIUJENĖ: *Northern Gold. Amber in Lithuania (c. 100 to c. 1200)*. Leiden, Boston, MA: Brill, 2011. XLI, 423 S., 140 Abb., Tab. = *East Central and Eastern Europe in the Middle Ages, 450–1450*, 18. ISBN: 978-90-04-21118-6.

Bernstein, fossiles Harz von den baltischen Küsten der Ostsee, erfreute sich, zu vielfältigem Schmuck verarbeitet, großer Beliebtheit im Römischen Reich, aber

auch bei den gentilen Gruppen zwischen dem Herkunftsgebiet des Rohstoffes und den Grenzen des Imperiums. Während die „Bernsteinstraße“ vom donauländischen Carnuntum an die Ostsee immer wieder großes Interesse von Forschung und Öffentlichkeit gefunden hat, sind Bedeutung und Verbreitung des Bernsteins in den Ländern des Baltikums selbst bisher weniger gut aufgearbeitet gewesen. Dies ändert sich durch die Monographie von Audronė Bliujenė,

die unter dem Titel *Northern Gold* eine interdisziplinäre, jedoch vornehmlich auf archäologischem Material beruhende Analyse und Synthese zum Bernstein in Litauen und benachbarten Gebieten zwischen dem ersten und dem zwölften nachchristlichen Jahrhundert unternimmt und dabei Rohstoffe, Distribution, Handel, Verkehrswege und die nach Geschlechtern differenzierte Nutzung des Bernsteins in europäischer Perspektive berücksichtigt (Vorwort, S. 2). Die Autorin hat bereits im Jahr 2007 in Wilna eine in litauischer Sprache verfasste Studie zum gleichen Thema unter Berücksichtigung auch der prähistorischen Zeit vorgelegt (*Lietuvos priešistorės gintaras*) und ist durch zahlreiche Aufsätze aus dem ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts als Kennerin der Vor- und Frühgeschichte Litauens ausgewiesen.

Auf kürzere einleitende Kapitel (1. *Baltic Amber: Distribution, Main Sources and Accessibility*, S. 5–13; 2. *Amber in Lithuanian Historiography*, S. 15–34) folgen die beiden Hauptkapitel des Buches (3. *The Aestii and the Glesum Epoch*, S. 35–202; 4. *Amber in Medieval Lithuania*, S. 203–334). Audronė Bliujienė zeigt darin, dass die Wertschätzung des aus dem meist an der Küste aufgesammelten oder aus dem Uferbereich herausgefischten, erst in der Neuzeit im Samland auch im Tagebau gewonnenen Rohstoffes und des bearbeiteten und dadurch veredelten Bernsteins im Baltikum selbst in Zeit und Raum sehr unterschiedlich gewesen ist. Ging man bis in die jüngere Vergangenheit davon aus, dass römische Fernhändler den von Plinius dem Älteren in seiner *Naturalis historia* und von Tacitus in der *Germania* beschriebenen baltischen Bernstein auf direktem Wege über die „Bernsteinstraße“ in die Werkstätten am Nordufer der Adria gebracht hätten, so wird nun deutlich, dass es eher ein Handelsnetzwerk auf dem Weg von der Ostsee nach Süden und zurück gegeben hat, über das Gewinnung und Transport des Rohbernsteins und dessen Verarbeitung sowie die Redistribution von Bernsteinschmuck in das Baltikum organisiert worden sind. Das archäologische Fundspektrum bestätigt aber auf gewisse Weise den Bericht des Tacitus (*Germania* c. 45, 1), dass der bearbeitete Bernstein an der Ostsee zumindest im ersten Jahrhundert nicht besonders beliebt gewesen sei.

Nachdem zunächst vor allem Werkstätten in der Przeworsk-Kultur im heutigen zentralen Polen und provinzialrömische Handwerker die Verarbeitung des Rohbernsteins zu hochwertigem und begehrtem Schmuck vornahmen, stieg seit der jüngeren Kaiserzeit auch im Baltikum das Interesse an bearbeitetem Bernstein, der nun als Anhänger, Amulett und auch schon als Ketten getragen in die dortigen Gräberfel-

der gelangte. Mit dem Bernsteinschmuck kamen auch Fibeln aus dem Barbarikum sowie Glasperlen und zahlreiche römische Bronzemünzen wohl im Austausch zu dem in den Süden gesandten Rohbernstein an die Ostsee zurück (S. 171–189). Der durch den Bernsteinhandel bewirkte Zustrom von Gütern und Ideen hob nach Audronė Bliujienė das Baltikum wirtschaftlich und kulturell auf die gleiche Höhe wie die benachbarten germanischen Gebiete und bedeuteten für die Region ein „golden age“ des Bernsteins.

Obwohl die Völkerwanderungszeit zu einem kulturellen und ethnischen Wandel führte, blieben die Austauschbeziehungen um den Bernstein zunächst bestehen, wie sie sich unter anderem in den in Cassiodors *Variae* festgehaltenen Kontakten der Aesten an den Hof Theoderichs des Großen manifestierten, die Bliujienė ausführlich diskutiert (S. 210–212). Nach dem 6. Jahrhundert allerdings gingen diese Kontakte nach Süden zurück und wurden ab dem 8. Jahrhundert durch einen zunehmenden Austausch mit Gotland und Skandinavien sowie den finno-ugrischen Liven ersetzt. Handels- und Produktionszentren wie Daugmale an der Dvina und Wiskiauten vermittelten Rohbernstein ebenso wie auswärtige Importe (S. 313–324).

Im späteren Mittelalter ging die Beliebtheit von Bernsteinschmuck zurück, lediglich in den Pferdebestattungen Zentrallitauens zeigt mit Bernstein verzierter Zaumzeug eine gewisse Wertschätzung (S. 324–331). Im späten Mittelalter war Bernstein nur noch im Bereich seiner Lagerstätten von Bedeutung; „amber was no longer a significant aspect of the culture of the Grand Duchy of Lithuania“ (S. 333).

Audronė Bliujienė hat eine umfassende Darstellung der Bedeutung von Rohbernstein und Bernsteinschmuck im ersten nachchristlichen Jahrtausend auf dem Gebiet des späteren Litauen und in angrenzenden Regionen geschrieben, in der viele Aspekte kultur-, sozial- und wirtschaftsgeschichtlicher Art berücksichtigt werden. Ungewöhnlich geworden ist dabei inzwischen die Gewissheit, mit der die Autorin archäologische Kulturgruppen mit den Jahrhunderte später überlieferten ethnischen Gemeinschaften in Beziehung setzt (S. 203–209), obwohl die ethnische Deutung archäologischer Funde inzwischen erheblich in die Kritik geraten ist, und ihre immer wiederkehrende Bezugnahme auf Litauen, das aber erst nach dem Ende des untersuchten Zeitraumes entstanden ist. Das Buch wird abgeschlossen durch eine Zusammenfassung (S. 335–351), Listen und Tabellen (S. 353–378), eine Bibliographie (S. 379–406) und ein Register (S. 407–423).

Matthias Hardt, Leipzig

IGOR' V. NARSKIJ: Sluchi v Rossii XIX–XX vekov. Neoficial'naja kommunikacija i „krutye povoroty“ rossijskoj istorii. Sbornik statej [Gerüchte im Russland des 19. und 20. Jh. Inoffizielle Kommunikation und „radikale Umbrüche“ der russischen Geschichte]. Pod. red. Igorja V. Nar-skogo i dr. Čeljabinsk: Kamennij pojas, 2011. 362 S. ISBN: 588771087X.

Inhaltsverzeichnis:

<http://portal.kobv.de/redirect.do?>

[type=bookurl&target=b3kat_BV039522036&ind=0](http://portal.kobv.de/redirect.do?type=bookurl&target=b3kat_BV039522036&ind=0&index=all&plv=2)
&index=all&plv=2

In seinem Standardwerk über die Gerüchte, dieses „älteste Massenmedium der Welt“, erklärte der französische Soziologe Jean-Noël Kapferer die Faszination und suggestive Wirkung, die von dem Gerücht ausgehen, unter anderem mit dessen Unentbehrlichkeit, um in bestimmten Situationen eine Erklärung für etwas zu finden, das rätselhaft, enigmatisch und undurchschaubar ist. „Überall, wo die Öffentlichkeit verstehen will, jedoch keine offiziellen Antworten erhält, gibt es also Gerüchte. Sie sind der *Schwarzmarkt* der Information.“ Die Quelle vieler Gerüchte, so Kapferer weiter, sei ein Ereignis oder Sachverhalt, die Unruhe erregen und eine Gruppe von Menschen zu einem Informationsaustausch darüber animieren, denn die Gruppe müsse versuchen, das Puzzle zusammenzusetzen: „Das Gerücht bedeutet, dass die Aufmerksamkeit der Gruppe mobilisiert wird“. Je größer die Ausnahmesituation und je existenzieller die Ängste der jeweiligen Gruppe sind, desto stärker greift diese auf das Mittel des Gerüchts zurück, das dabei helfen soll, die Ängste zu benennen und sie schließlich zu überwinden.

Dass Russland bzw. die Sowjetunion in den letzten zweihundert Jahren einen äußerst fruchtbaren Boden für die Entstehung und Verbreitung von Gerüchten aller Art bot, ist angesichts der Kataklysmen, die das Land in dieser Zeitspanne erschütterten, mehr als verständlich. Umso erstaunlicher ist die Vernachlässigung dieses Forschungsfeldes durch die Geschichtswissenschaft. Viele Historiker (westliche wie russische) standen bzw. stehen immer noch der Untersuchung des Gerüchts als eines Phänomens der zwischenmenschlichen Kommunikation skeptisch bis strikt ablehnend gegenüber. Das Gerücht wird immer noch viel zu oft mit übler Nachrede, dem Tratsch oder sinnentleertem Gerede gleichgesetzt und damit a priori zu etwas erklärt, das man ‚desavouieren‘ und ‚widerlegen‘ sollte statt es zu er-

forschen. Damit unterschätzt die akademische Geschichtswissenschaft das Gerücht als einen integralen Bestandteil des Alltags, eine Quelle von ‚alternativem Wissen‘, die dem Zugriff der Obrigkeit weitgehend entzogen ist, als eine kulturelle Praxis, die in der Lage ist, die gesellschaftliche Stimmungslage zu manipulieren, für Unruhe zu sorgen und den Machthabern großen Schaden zuzufügen. Wie Marc Bloch schrieb: „Nur die großen kollektiven Stimmungen haben überhaupt die Kraft, aus falschen Wahrnehmungen ein Gerücht zu machen“.

Diese Vernachlässigung des Gerüchts als Forschungsobjekt (in Russland wohlgernekt) wurde kürzlich erfreulicherweise durchbrochen. Im Oktober 2009 fand im DHI Moskau eine internationale wissenschaftliche Konferenz statt, die von der Staatlichen Universität des Süd-Urals in Čeljabinsk, dem DHI Moskau und der Russischen Gesellschaft für Geistesgeschichte organisiert wurde und deren Ergebnisse jetzt in Form des hier zu besprechenden Bandes vorliegen. Wie die Herausgeber in dem Vorwort vermerken, besteht die zentrale argumentative Achse, die der Konferenz und der Veröffentlichung ihrer Ergebnisse zugrunde lag, in der Annahme, dass das Gerücht nicht nur ein kommunikatives Medium ist, sondern darüber hinaus ein wirkmächtiger Faktor, der den historischen Prozess beeinflusst. Die „angewandte Funktion des Gerüchts“ bestehe, so die Herausgeber, in erster Linie nicht nur darin, die vorhandenen Wissenslücken zu füllen, sondern in seiner Rolle als Mittel alternativer Interpretationen, der Kritik, der Missbilligung sowie der Schaffung informeller Identitäten und der Erklärung des Unverständlichen.

Wie die Soziologen seit längerem wissen, steigt die Zirkulation von Gerüchten in Krisenzeiten sprunghaft an: Das informationelle Vakuum und die Zerstörung von gewöhnlichen sozialen Verbindungen schaffen einen günstigen Nährboden für die Entstehung und Verbreitung eines Gerüchts, sie befördern es und ermöglichen somit den Historikern, die Gerüchte intensiv zu erforschen. Aus diesem Grund stehen im Mittelpunkt der gesammelten Beiträge zur „inoffiziellen Kommunikation“ in Russland im 19. und 20. Jahrhundert die Krisen in all ihren Ausprägungen.

Der Band besteht aus fünf Teilen, die sich jeweils aus mehreren Beiträgen zusammensetzen. Nach den theoretisch-methodischen Überlegungen zur Natur des Gerüchts und dessen Funktion als „kommunikatives Phänomen“, werden in den weiteren Teilen des Bandes anhand von konkreten Beispielen die Entstehung und Verbreitung von Gerüchten empirisch un-

tersucht. Den Herausgebern ist es zweifellos gelungen, eine breite Palette an Einzelstudien zu präsentieren, die vom östlichen Russland des 18. Jahrhunderts (der Beitrag von IGOR' POBEREŽNIKOV) über die Zeit des russischen Bürgerkrieges und des Stalinismus (die Beiträge von IGOR' NARSKIJ, JULIA CHMELEVSKAJA und TADZIO SCHILLING) bis zum Russland der ersten Jahre des 21. Jahrhunderts (der Beitrag von N. RADINA) reichen. Besonders hervorzuheben sind die Beiträge, die sich mit weniger erforschten Aspekten der russischen Geschichte befassen, wie z.B. OKSANA NAGORNAJAS Artikel über die Gerüchte, die in der russischen Gesellschaft während des Ersten Weltkrieges über die Bedingungen in den deutschen Kriegsgefangenenlagern und das Schicksal der russischen Soldaten dort verbreitet wurden, oder ULRIKE HUHNs Beitrag über die Gerüchte und deren Beziehung zum kirchlichen Untergrund und zur Volksfrömmigkeit in der Sowjetunion nach 1943.

Auch wenn man einigen Artikeln deren Charakter als Konferenzvortrag deutlich ansieht (wie z.B. demjenigen von U. UL'JANOV über die Gerüchte als Instrument der politischen Polizei von 1880 bis 1905), schmälert dies weder den Wert des Bandes insgesamt noch der jeweiligen Beiträge, die in ihrer erfreulicherweise starken Rezeption der maßgeblichen westlichen Forschung das Niveau des bloßen unreflektierten Verweises verlassen. Allerdings leidet der Band auch an etlichen Mängeln, die bei allem berechtigten Lob für den Mut der Herausgeber, die für die russische Geschichtswissenschaft neue Wege gehen, nicht unerwähnt bleiben dürfen. Als erstes ist

hier die zeitliche Begrenzung auf das 19. und 20. Jahrhundert zu nennen, deren Notwendigkeit nicht ohne weiteres ersichtlich ist. Damit fehlt nicht nur eine Darstellung des politisch wohl bedeutsamsten Gerüchts der russischen Geschichte – die „Zeit der Wirren“ wäre ohne die Erzählung von der Mitschuld Boris Godunovs am Tod des Zarewitsch Dmitrij und die damit verbundenen Behauptungen, der Zarewitsch sei „auf wundersame Weise seinen Häschern“ entkommen, wohl nicht möglich gewesen –, sondern auch die Darstellung von Kontinuitäten, Brüchen und Besonderheiten, die das Gerücht im Leben des russischen Volkes hatte. Ein komparativer Überblick über die „Geschichte des Gerüchts“ in Russland, der gewiss interessante Parallelen zutage fördern würde, fehlt ebenfalls.

Der zweite Kritikpunkt steht in gewisser Beziehung zum ersten: Auch innerhalb des ausgewählten Zeitrahmens ist eine gewisse quantitative Unausgeglichenheit zu beobachten. Nur wenige Beiträge widmen sich der Untersuchung des Gerüchts in der sowjetischen Geschichte nach 1945 und kein einziger beleuchtet die Rolle, die die informelle Kommunikation in der Zeit der Perestroika und beim Zerfall der Sowjetunion spielte. Das gleiche gilt für die nachsowjetische Epoche, die erstaunlich blass bleibt.

Nichtsdestoweniger überwiegt das Positive. Es bleibt zu hoffen, dass weitere Forschungen die angesprochenen Lücken schließen und den bereits vorhandenen Wissensstand vertiefen helfen.

Peter Kaiser, Freiburg/Breisgau

EVGENIJ V. AKEL'EV: Povsednevnaja žizn' vorovskogo mira Moskvy vo vremena Van'ki Kaina [Das Alltagsleben im Moskauer Kleinkriminellen-Milieu zur Zeit des Van'ka Kaina]. Moskva: Molodaja Gvardija, 2012. 413 S., Abb., Graph. = Živaja istorija. Povsednevnaja žizn' čelovečestva. ISBN: 978-5-235-03508-9.

One reads this book with a sense of recognition. Who among us who live or spend considerable time in Moscow or St. Petersburg (or Madrid, or Nice, or Venice ...) has not made the fleeting acquaintance of a professional descendant of Van'ka Kain, perhaps in the sudden slight pressure felt from behind while walking along a crowded and constricted sidewalk, the unsettling sensation that one's lower arms and hands are being pushed away from pockets, then the sinking feeling that another hand has just been there,

and it is all over in less time than it took to read these four lines. Perhaps there is even a helpful confederate ("onlooker") to point, "They went that-away", in the opposite direction from which someone just sped.

Thanks to Evgenii Akel'ev, we now know a lot about the lives and habits, not to say the backgrounds, of Moscow's professional thieves in the 1730s – 1750s. Akel'ev has plunged deep into archival sources, in particular the records of the Investigative Office (*Sysknoi prikaz*) housed in the Russian State Archive of Old Charters (RGADA), supplemented with parish confessional records, manuscript maps and plans of the layout of the inner city, edicts, and other materials. Who could have guessed that so much could be learned today about the Moscow underworld of nearly three centuries ago.

When Elizaveta Petrovna overthrew the regency

of Anna Leopoldovna in late 1741, there were official concerns about the security of person and property of the fairly wealthy people who would soon appear in Moscow for the coronation. A manifesto was prepared offering clemency to any and all who would come forward and fully confess their crimes, especially those who lived by stealing money purses, scarves, hats, other clothing and personal goods, sacred utensils from churches, and things lashed to carts and sledges as they made their way through Moscow's streets. At least two petty thieves planned not only to turn themselves in, but also to deliver to the authorities a long list of their fellows in crime.

Van'ka Kain was first. He made a deal to find and deliver other thieves to the Investigative Office. One of the first detained was the other thief so intentioned; the list of those he intended to turn in was found in his pocket. Van'ka Kain's world was the area, now largely open, between the Kremlin wall and the Moscow river on the slope behind St. Basil's Cathedral. In the 1740s this area was tightly packed with wooden houses and other structures, fences, shops, crooked narrow streets, and productive and commercial activity of all kinds. This was the spatial world of Van'ka Kain.

Through the records compiled in the inquests and interrogations by police officials and the Investigative Office of the dozens of suspected thieves picked up by Kain until his own fall in 1749, we know not only the social origins, ages, nicknames, current occupations, place of residence, and specialization-in-crime of the Moscow underworld but also how they spent their leisure time, how they operated in selecting victims and what to steal, how they fenced stolen items, and their methods of evading detention.

Kain was infamous in his own day, his exploits described and perhaps exaggerated somewhat by Matvei Komarov in the popular eponymous novel first published in 1779. Like many other petty thieves (Akel'ev consistently places the term *moshenik* in quotation marks) Kain thieved in other places as well, such as the Makar'ev Fair, when the season was propitious. He is clearly the central figure, but scores of other thieves (sometimes already known as "pocketmen" (*karmanniki*) as Russian clothing styles were becoming more Western European) provide the material for Akel'ev's analysis.

The topics of the book's chapters move from dealing with who the thieves were, to a description of their quotidian lives, to an analysis of the differences in specialization, to a detailed discussion of what happened to those who were apprehended: inquest, torture, further interrogation, holding under

detention, trial and sentencing, and, as most frequently happened, exile. Evidence is piled upon evidence at every step of the narration and analysis. Akel'ev quotes extensively from the files; the reader can almost hear the statements pronounced, as no formal orthography or spelling had yet been established and the spoken accents of semi-literate confessions breathe a sense of realism into the printed word.

Akel'ev draws on comparisons with other European cities at the time – Kain's closest counterpart was the Frenchman Cartouche (Louis Dominique Garthausen), a connection Komarov exploited in his potboiler – and on theoretical studies of early modern urban crime. His source base is sufficiently broad to permit him to draw numerous conclusions. The most common experience among those who turned to crime (but not Kain himself) was the extreme poverty brought about by being orphaned at a young age. Other family members or associates who took responsibility for such waifs often placed them in situations – most commonly as an apprentice at one of the city's textile plants – that brought them into contact with the criminal world at an early age. Some of those arrested could hardly have reached adolescence. When asked what they did with the proceeds from selling stolen goods, the answer was often "I ate", sometimes with the addendum "and drank".

Accompanied by detailed maps of the neighborhoods (including Red Square) where the criminals under discussion plied their trade, facsimile pages from various reports and interrogations, and illustrations, including sixteen pages of glossies, counting among them a portrait purporting to be of Kain himself, this volume of nearly 400 pages could easily be mined for masters' theses on a variety of urban topics. The short bibliography notes only a few of the many works cited in the 639 endnotes.

In the spirit of the police-administrative and legal documentation upon which it draws, the work is a bit repetitive at times, but overall it nearly qualifies as a "page-turner", so compelling are the stories revealing what the lives of petty thieves were actually like. Maybe the next time someone attempts to cut a belt to steal a purse, or rifles the pockets of clothes hanging on a hook in the public *banya*, or walks away with a small bag insufficiently attended to, the well-read victim can nod a smile of understanding of how the loss fits into a long historical pattern, which may help ease the anguish at what has been lost.

George E. Munro, Richmond, VA

ALEKSANDR V. PYŽIKOV: Grani russkogo raskola. Zametki o našej istorii ot XVII veka do 1917 goda [Die Grenzlinien der russischen Kirchenspaltung. Bemerkungen zu unserer Geschichte vom 18. Jh. bis 1917]. Moskva: Drevlechranišče, 2013. 647 S. ISBN: 978-5-93646-204-7.

„Ohne Spaltung der russischen Kirche im 17. Jahrhundert hätte es die Revolution von (19)17 nicht gegeben.“ Dieser These Alexander Solschenizyns zur russischen Geschichte geht Alexander Pyžikov, Professor an der Moskauer RGGU, in seinem Buch „Die Grenzlinien der russischen Glaubensspaltung“ nach. Auf über 600 Seiten und dokumentiert mit rund 10.000 Quellen- und Literaturangaben zeigt er, warum und wie Altgläubige zum Sturz des Zaren und zur Etablierung der bolschewistischen Herrschaft beigetragen haben. Seine Monografie gliedert sich in fünf thematische Teile.

Das erste Kapitel handelt davon, wie Zaren und russische Elite die Altgläubigen wahrnahmen bzw. lange Zeit auch einfach ignorierten. Katharina die Große betrachtete die „Raskolniki“ wohl als Fremde, aber nicht länger als Gefahr, und beendete daher die staatliche Unterdrückung. Während sich bis in die dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts weder die Regierung noch die Gebildeten für die Altgläubigen interessierten, schrieb der aus Paderborn stammende August Franz von Haxthausen in seinem Reisebericht 1843: „Wer die typischen Charakterzüge der Großrussen kennenlernen will, der soll sie bei den Altgläubigen studieren.“ In derselben Zeit beauftragte Nikolaj I., misstrauischer als seine Vorgänger, einen Ethnografen im Innenministerium mit dem Studium der als schädlich eingestuften Glaubensgemeinschaften. Gemeinsam mit fünf weiteren Beamten sammelte er rund 10.000 Dokumente, aus denen der Metropolit Makarij 1855 eine erste umfassende Darstellung des Altgläubigentums verfasste. Bei einer Reise ins Gouvernement Vladimir meinte der Kommissionsleiter erstaunt, dass „hier ja alle altgläubig“ sind, und für eine kurze Zeit bezweifelte man die Richtigkeit der statistischen Angaben. Diese gingen von rund zwei Prozent Altgläubigen aus, Hochrechnungen der detaillierten Berichte ergaben aber eine mindestens zehn Mal so hohe Gesamtzahl. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts nahm die Zahl der Altgläubigen kaum ab, sondern eher noch zu.

Das neue Bewusstsein für die Bedeutung der Altgläubigen fand ab den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts auch seinen Niederschlag in der russischen Literatur. Diese ist reich an Figuren, die explizit oder durch Hinweise wie das Bekreuzigen mit zwei

Fingern als Altgläubige gekennzeichnet wurden. Weil Zar Nikolaj I. in den Augen der Altgläubigen den Antichristen verkörperte, sahen Alexander Herzen und die anderen Revolutionäre jener Zeit in ihnen Verbündete im Kampf gegen die Autokratie und nahmen persönlichen Kontakt mit altgläubigen Kaufleuten in Moskau auf. Diese verwiesen auf die Heiligenviten und meinten, dass sie zum Aufstand nicht berechtigt seien, worauf Herzen die Händler als „noch verfallener als die Adligen“ verfluchte und sich nun den armen Altgläubigen zuwandte. Der Gang ins Volk scheiterte allerdings an der ungenügenden Differenzierung. Von den zahlreichen altgläubigen Gruppierungen unterstützten in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts die meisten noch die Herrschaft des Zaren.

Im zweiten Kapitel untersucht Pyžikov die Bedeutung der Altgläubigen bei der wirtschaftlichen Entwicklung des russischen Reichs bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft 1861. Die Bevölkerungszählung von 1737 machte den Bevölkerungsrückgang aufgrund der Kriege, Seuchen und des Baus von St. Petersburg bewusst. Als Maßnahme dagegen wurden die rund 1,5 Millionen Altgläubigen, die vor Verfolgungen nach Polen-Litauen und ins Osmanische Reich geflüchtet waren, zurückgerufen. Zar Petr III. gestattete ihnen, den Gottesdienst nach altem Ritus durchzuführen; dazu erhielten altgläubige Bauern das Recht, Fabriken zu gründen und sich im Stand der Kaufleute einzuschreiben. Überaus erfolgreich, verdrängten die Altgläubigen bald die angestammten Familien aus diesen Bereichen. Der Grund für den Erfolg der Altgläubigen lag in ihrer Möglichkeit, zinsfrei Kredite von der Gemeinde zu erhalten. Besonders genau lässt sich dieser Vorgang bei den priesterlosen Fedoseevcy nachvollziehen, deren Ehen – da nicht durch orthodoxe Priester geschlossen – staatlich nicht anerkannt waren und deren Kinder als illegitim galten. Damit fehlte den Eltern die Möglichkeit, den Besitz innerhalb der Familie zu vererben, weshalb sie ihn der Friedhofskasse überließen, aus der Mitglieder der Gemeinde Kredite erhielten.

Der dritte Teil schildert die Entwicklungsrichtungen der altgläubigen Unternehmer nach 1861. Max Weber verglich deren Fleiß und Geschäftssinn mit dem der Calvinisten Nordamerikas. Pyžikov hält am ersten Teil der These fest, meint aber, dass die Altgläubigen mit dem gemeinschaftlichen Besitz von Unternehmen und der Solidarität nicht Kapitalismus, sondern vielmehr eine Form von Sozialismus geschaffen hätten. In den sechziger und siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts baten sie den Zaren um die

Einführung von Schutzzöllen mit der Begründung, dass sie mehr für Rohstoffe und Transport bezahlen müssten als die Konkurrenz im Ausland. Lange fand dieses Anliegen allerdings kein Gehör, weil die Adligen an Freihandel interessiert waren, um ihr Getreide zollfrei exportieren zu können. Erst Aleksandr III., der sich von allen Zaren am offensten gegenüber den Altgläubigen zeigte, gewährte den Unternehmern aus Moskau beim Wettbewerb um die Konzessionen für den Eisenbahnbau die gleichen Bedingungen wie den Adligen aus St. Petersburg.

Mit dem Amtsantritt von Zar Nikolaj II. fand dieses Entgegenkommen ein Ende und 1903 wurden die Schutzzölle für Industrieprodukte aufgehoben. Die altgläubigen Unternehmer beendeten darauf ihre bisher untätige Haltung und begannen sich für eine Verfassung und das Gesetzgebungsrecht der Duma einzusetzen, um stabile Verhältnisse für ihre Unternehmen zu erhalten. Während der Zar Reformen nur zulassen wollte, wenn sie von ihm ausgingen, war um 1900 in den russischen Städten eine Öffentlichkeit entstanden, die Recht auf politische Beteiligung forderte. Unter dem Titel *Paradoxien der russischen Öffentlichkeit* schildert der Autor im vierten Teil, wie diese Dynamik sich schließlich in der Revolution von 1905 entlud.

Ein „Graben“ – darauf spielt der Buchtitel an – trennte aber nicht nur die Regierung und die Gesellschaft, sondern auch die Altgläubigen. Die Mehrheit lebte als Bauern auf dem Land und blieb hier dem Konzept der Dorfgemeinde (*obščina*) treu, das privaten Besitz von Gemeindeland für ungerecht hielt und mit der Zuteilung je nach Familiengröße die Armut bekämpfen wollte. Die Unternehmer und Kaufleute in Moskau konnten dank dem Gemeinschaftsbesitz bedeutende Betriebe aufbauen. Zar Nikolaj I. entzog allen, die nicht zur Staatskirche gehörten, in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts das Recht auf ständige Mitgliedschaft in den Kaufmannsgilden. Um die Geschäfte weiterführen zu können, ließen sich daher viele als Orthodoxe registrieren. Dadurch wurden sie ihren Gemeinden entfremdet, erhielten umgekehrt aber auch die Möglichkeit, den ehemaligen Gemeinschaftsbesitz ausschließlich ihrer Familie zu übertragen. Innerlich blieben wohl manche dem alten Glauben treu – was es so schwer macht, die Altgläubigen statistisch zu erfassen –, dennoch galten sie nun bei ihren ehemaligen Gemeindemitgliedern als Verräter. Diese Vorgeschichte hilft erklären, warum die Bemühungen der Liberalen um 1900, den Austritt aus der *obščina* und die Privatisierung des Gemeindelandes zu erleichtern, wenig fruchteten.

Im fünften Kapitel über *Die Auflösungen des letzten*

Jahrzehnts zeigt Pyžikov, wie sich die Wege der (ehemals) altgläubigen Unter- und Oberschicht endgültig trennten. Die Moskauer Unternehmer besaßen in Alexander Krivošein, der 1914 und 1915 in der russischen Regierung die Wirtschaftspolitik leitete, erstmals auf so hoher Ebene einen Ansprechpartner mit direktem Zugang zum Zaren. Dazu wurden nach Kriegsbeginn mehrere Duma-Mitglieder Minister, die sich offen für Demokratisierung einsetzten. Der Zar jedoch lehnte eine Veränderung des Systems während dem Krieg ab, worauf Krivošein und die ihm gleichgesinnten Minister zurücktraten. Die Moskauer Unternehmer engagierten sich nun in den kriegsindustriellen Komitees, dachten dabei aber mindestens so sehr an den eigenen Profit wie das Vaterland und verrechneten übertriebene Preise, wie die Untersuchung eines Beamten aufdeckte.

Bereits seit dem Toleranzedikt von 1905 bauten die priesterlichen Altgläubigen eine eigene Infrastruktur auf, zu der neben Kirchen auch wohltätige Einrichtungen gehörten. Pyžikov sieht darin jedoch nur die sichtbare Spitze des Eisbergs, während die russische Elite weiterhin nichts von der großen Masse Priesterloser geahnt habe, der das Konzept des Privateigentums fremd geblieben sei. In diesen Gemeinden nannte man die Autoritätsfigur, welche die gemeinsame Kasse führte, *bol'sak*. Das klingt ähnlich wie *bol'sevik* und erklärt gemäß Pyžikov, warum altgläubige Bauern dem Versprechen der Bol'seviki vertrauten, das Gutsland zu verteilen, und diese im Bürgerkrieg unterstützten. Als Beleg zitiert er aus den Werken der frühen sowjetischen Literatur, in denen zahlreiche Helden dem Altgläubigentum entstammten und nun als Revolutionäre das Paradies auf Erden zu verwirklichen suchten. Mit der Oktoberrevolution und dem anschließenden Kampf gegen die orthodoxe Kirche hätten die Bol'seviki das altgläubige Projekt vollendet.

Pyžikovs Darstellung endet mit dem Ausblick auf den Bürgerkrieg und lässt daher die weiteren Ereignisse wie die Auflösung der altgläubigen Gemeinden nach 1929, die nicht mehr zu seiner These passen, außer Acht. Auch reicht bisher das Quellenmaterial nicht, um eine Zusammenarbeit zwischen den Priesterlosen und den Bol'seviki nach 1917 überzeugend zu beweisen. Abgesehen von den angreifbaren Thesen im letzten Teil enthält Pyžikovs Buch viele bisher wenig beachtete Informationen zur wirtschaftlichen und politischen Geschichte der Altgläubigen und zeigt auf nachdrückliche Weise, wie die Glaubensspaltung von 1666 die folgenden Jahrhunderte prägte.

Eva Maeder, Winterthur

Im Auftrag des Königs. Ein Gesandtenbericht aus dem Land der Krimtataren. Die „Tatariae descriptio“ des Martinus Broniovius (1579). Hrsg. von Stefan Albrecht / Michael Herdick. Mainz: Verlag des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz, 2011. 123 S., 32 Abb. = Monographien des Römisch-Germanischen Zentralmuseums, 89. ISBN: 978-3-7954-2422-0.

Inhaltsverzeichnis:

<http://d-nb.info/1003055028/04>

Die Bedeutung von frühneuzeitlichen Reiseberichten für die Beantwortung eines breiten Spektrums an kulturwissenschaftlichen Fragen ist schon seit langem bekannt. Die Entstehungskontexte und die unterschiedlichen Funktionen dieser Texte für die zeitgenössische Leserschaft sind vielfach Gegenstand von Untersuchungen geworden, die in den vergangenen Jahren häufig den jeweiligen Repräsentationen des „Anderen“ und „Fremden“ gewidmet waren. Ferner sei an dieser Stelle an die Vermittlung von vielfältigen Informationen aus weniger bekannten oder als exotisch angesehenen Regionen am Rande oder außerhalb Europas erinnert: Die Verfasser fühlten sich oft einem humanistischen Bildungsideal verpflichtet, sie beobachteten, beschrieben und werteten nach europäischen kulturellen Maßstäben. Durch die Darstellungen des Fremden boten diese Texte ihren Lesern auch viele Ansatzpunkte für Prozesse der Selbstvergewisserung über die eigene, d.h. europäische kulturelle Identität. Viele historische Reiseberichte, ihre unterschiedlichen Auflagen und zeitgenössische Übersetzungen sind mittlerweile dank Retrodigitalisierung leichter zugänglich, als dies früher der Fall war. Teilweise sind Texte auch neu ediert, wissenschaftlich kommentiert oder in moderne Sprachen übersetzt worden.

Letzteres gilt jetzt auch für den frühneuzeitlichen Bericht des Polen Marcin Broniewski, latinisiert Broniovius, der als Gesandter des Königs von Polen-Litauen 1578 und zu Beginn des Jahres 1579 ausgiebig Gelegenheit hatte, sich mit den Gegebenheiten auf der Krim vertraut zu machen. Sein Bericht ist seit längerem als eine der frühesten Darstellungen der Krim, ihrer Geographie sowie ihrer politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse bekannt. Im Zusammenhang mit einem archäologischen Forschungs- und Kooperationsprojekt des Römisch-Germanischen Zentralmuseums mit der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften und der Universität Simferopol über die Krim als Grenzregion des Byzantinischen Reiches (2006–2008) ist er neu

herausgegeben worden.

Die *Tatariae descriptio* ist vergleichsweise kurz und wird in der hier anzuzeigenden Ausgabe auf S. 45–121 nebst Kommentar und der Übersetzung ins Deutsche als Bilingue dargeboten. Der Text ist in 53 Kapitel gegliedert, die nicht gezählt, aber mit Überschriften zum Inhalt versehen sind, welche einen schnellen thematischen Zugriff erlauben. Die ersten 24 Abschnitte sind überwiegend Geographie und Topographie gewidmet. Dabei zeichnet Broniewski den Weg aus Polen-Litauen über die Moldau, entlang der Schwarzmeerküste bis in das Gebiet der Bucak- und Yedizan-Tataren und weiter bis zur Krim nach und beschreibt weiter eine Route durch verschiedene Ortschaften der Krim selbst. Es muss wohl offenbleiben, ob es sich dabei um Broniewskis eigene Reiseroute auf die Krim handelt, die er als Gesandter des Königs von Polen-Litauen an den Hof des Krim-Khans nahm, oder um eine fiktive Wegbeschreibung. In diesen, dem Raum und seiner Merkmale gewidmeten Abschnitten skizziert der Autor allerdings auch einige Beobachtungen zur Landschaft, ihrer wirtschaftlichen Nutzung durch die örtliche Bevölkerung und zur vorgefundenen intakten, verfallenen oder zerstörten Architektur. Dabei vermittelt er ferner knappe historische Informationen, teilweise wohl auch lokalen Ursprungs. Auch zitiert Broniewski in humanistischer Manier gern aus antiker Literatur, vor allem aus Strabo. In den nachfolgenden fünf Kapiteln behandelt Broniewski sehr knapp die Geschichte der Tataren auf der Krim, vermittelt Informationen zur inneren Ordnung des Khanats und seiner Herrschaftsstruktur und behandelt in den letzten sieben Abschnitten Fragen rund um das Militär bei den Krim-Tataren. Der Autor interessiert sich dabei für die Stärke des Heeres, für den Einsatz verschiedener Pferderassen, für Waffen und Kriegsgerät sowie für strategische Probleme und den Umgang des Khans mit den Soldaten seines Heeres.

Die zuverlässige Übersetzung sowie der knappe, aber informative Kommentar stammen aus der Feder von STEFAN ALBRECHT, der in einem einleitenden Beitrag die Person des Marcin Broniewski vorstellt, die *Tatariae descriptio* in ihren historischen und geistesgeschichtlichen Kontext einordnet und dabei auch die Text- und Publikationsgeschichte des erstmals nach dem Tod des Autors in Köln veröffentlichten Werkes skizziert (S. 1–10).

In einem weiteren einleitenden Artikel führt KERSTIN S. JOBST in die Geschichte des frühneuzeitlichen Krim-Khanats ein, welches ein wichtiger Akteur im östlichen Europa der Frühen Neuzeit war

(S. 11–22). Dabei bietet sie knappe Skizzen zur Geschichte der Erforschung des Khanats, seiner Entwicklung und zur Geschichte der Beziehungen des Krim-Khanats zu Polen-Litauen einerseits und dem Großfürstentum Moskau andererseits. Auch die besondere Struktur der Bevölkerung auf der Krim und deren Lebens- und Wirtschaftsweisen, die auch in der *Tatariae descriptio* des Broniewski gestreift werden, erläutert Jobst ebenso pointiert wie instruktiv.

Anlass für die Neuausgabe und Übersetzung der *Tatariae descriptio* boten – wie eingangs erwähnt – Ausgrabungen zur Erforschung eines Randgebietes des ehemaligen Byzantinischen Reiches. In diesem Kontext kann die *Tatariae descriptio* als Bericht eines Augenzeugen gelesen werden, der das Gebiet und seine Bevölkerung im Jahrhundert nach dem Ende des Byzantinischen Reiches und der Etablierung osmanischer (Ober-)Herrschaft beschrieben hat. Wie man frühneuzeitliche Reisebeschreibungen für die archäologische Erforschung von Siedlungslandschaften nutzen kann, erläutert RAINER SCHREG am Beispiel der *Tatariae descriptio* (S. 23–44). Schreg macht allerdings auch auf methodische Probleme und wissenschaftliche Manipulationsmöglichkeiten aufmerksam, die bei der Interpretation von Schriftquellen und archäologischen (Be-)Funden auftauchen können.

Neben einer Zeittafel, die in kurzer Form wichtige Stationen der wechselvollen Geschichte der Krim auflistet, ist der Band mit einem umfangreichen Bildanhang in guter Abbildungsqualität ausgestattet. Dokumentiert werden verschiedene Landschaften als Luftbildaufnahmen, aktuelle Ansichten architek-

tonischer Denkmäler sowie historische Abbildungen – vorwiegend, aber nicht ausschließlich – aus dem 19. Jahrhundert. Reproduktionen von Broniewskis eigenem Kartenentwurf, zweier weiterer historischer Karten von Augustin Hirschvogel und aus dem Mercator-Hondius-Atlas (zuerst Amsterdam 1606) sowie einer Seite aus diesem Atlas vermitteln einen Eindruck von der Rezeption der *Tatariae descriptio* durch frühneuzeitliche Kartographen.

Es mag sein, dass manche Leser in dieser gelungenen Neuausgabe ein Ortsnamensregister vermissen. Angesichts der vielen Völker unterschiedlicher Sprache, die auf der Krim ihre Spuren hinterlassen haben, erschien ein solches allerdings nicht besonders praktikabel, wenn nicht sogar verzichtbar: Schließlich erlauben die Kürze des Textes und sein erwähnter Aufbau eine Orientierung über die zusammenfassenden Kapitelüberschriften. Zusammen mit diesen, teilweise an Geographie und Topographie ausgerichteten Überschriften erschließt der wissenschaftliche Kommentar geographische Zeichnungen und Ortsnamen, identifiziert sie mit historischen oder modernen Orten in verschiedenen Sprachvarianten oder verweist auf bestehende Unklarheiten in der Forschung.

Obwohl in der einschlägigen Forschung wohlbekannt, war der Bericht des polnisch-litauischen Gesandten Marcin Broniewski in Bibliotheksbeständen selten geworden. Es ist sehr erfreulich, dass der Text nun neu ediert, sorgfältig kommentiert und übersetzt für Forschung und Lehre vorliegt.

Maike Sach, Kiel/Mainz

The Nationalization of Scientific Knowledge in the Habsburg Empire, 1848–1918. Ed. by Mitchell G. Ash / Jan Surman. Houndmills, Basingstoke, Hampshire: Palgrave Macmillan Press, 2012. XI, 258 S., 6 Abb., 3 Tab. ISBN: 978-0-230-28987-1.

Inhaltsverzeichnis:

<http://external.dandelon.com/download/attachments/dandelon/ids/DE0207D5110AABD2D-F8C1C1257A8B0040509D.pdf>

Kurz nachdem der Kulturtransfer in der historischen Forschung zum Thema wurde, geriet auch der Wissens- und Wissenschaftstransfer in den Fokus. Für die einen stellt sich seither die Frage, was man unter Wissens- oder Wissenschaftstransfer generell verstehen soll, für die anderen liegt in der Diversität

der Transfermöglichkeiten den Hauptansatzpunkt der Fragestellung. Der hier zu besprechende Band hat seinen zeitlichen Schwerpunkt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, d.h. in einer Zeit, als einerseits nationale Identitätsvorstellungen in großem Maße zunahmen und andererseits vielfache transnationale Verflechtungen, begünstigt durch eine rasch wachsende Mobilität, entstanden. Gerade innerhalb der verschiedenen Imperien mit ihren multikulturellen Profilen entstanden dadurch neue Spannungsverhältnisse im Bereich der Wissenschaft, die aber stark durch nationale und politische Momente beeinflusst wurden. Diese wurden bisher für die Habsburgermonarchie noch nicht umfassend untersucht. Mitchell Ash und Jan Surman haben sich nun die Aufgabe gestellt, nach dem Verhältnis zwischen der vermeintlich universellen wissenschaftlichen Forschung und den Besonderheiten nationalpolitischer Wissen-

schaftsstrategien zu fragen.

Der hier zu besprechende Band enthält neben der Einleitung neun Kapitel, die sich mit dem Verhältnis von Internationalität und Nationalsprachen (JAN SURMAN) befassen, mit der Rolle der Nationalpolitik in der österreichischen Wissenschaft (JOHANNES FEICHTINGER) sowie dem strukturellen Konsens zwischen politischer Administration und wissenschaftlichen Aktivitäten am Beispiel der Geologischen Reichsanstalt (MARIANNE KLEMM). Weiter werden Paradigmen des wissenschaftlichen Nationalismus in Ungarn behandelt (GÁBOR PALLÓ), ein Beispiel wissenschaftlicher Erziehung anhand einer ungarischen Familie aufgezeigt (TIBOR FRANK) und die Positionen von tschechischen Chemikern in der Zeit des nationalen Erwachens beleuchtet (SONA STRBÁŇOVÁ). Schließlich folgen ein Exkurs zur Seismologie (DEBORAH R. COEN), eine Darstellung der öffentlichen Debatte über Eugenik in Ungarn (MARIUS TURDA) und eine Analyse der politischen Umstände, unter denen um die Jahrhundertwende Anatomie betreiben wurde (TATJANA BUKLIJAS). Ein breitgefächertes Spektrum wissenschaftlicher Fachdisziplinen in einem weiten geografischen Raum eröffnet sich hier, deren Gemeinsamkeiten einerseits durch die imperiale Struktur des Habsburgerreiches bestimmt wurden und darüber hinaus auch durch die gemeinsame Wissenssprache Deutsch. Noch existierte die sprachliche Gemeinsamkeit, wenn sie auch langsam durch nationale Aspirationen und nationale Politik am Auseinanderdriften war, wie die Herausgeber treffend in ihrer Einleitung anmerken (S. 1).

SURMAN resümiert, dass in diesem Zeitraum einerseits die Herausbildung und der Gebrauch von wissenschaftlichem Vokabular in den einzelnen Sprachen beobachtet werden kann, andererseits aber auch Wissenschaft ein internationaler Kulturprozess wurde, in dem die Wissenschaftler die nationalen Gemeinschaften repräsentierten, in die sie selbst eingeschrieben waren. Aber, so stellt Surman weiter fest, in dem „intendierten kulturellen Pfad“ war „international“ nur eine Erweiterung des „Nationalen“. Diese These wird in einigen Beiträgen untermauert, in anderen dagegen sehen Autoren eher andere Tendenzen. MARIANNE KLEMM schildert in der Arbeitssphäre der Habsburgischen Geologen eher Aushandlungsprozesse, die in einer praktischen Kultur des Konsenses verankert waren (S. 97). TIBOR FRANK beschäftigt sich mit dem neuen Ansatz, über die Perspektive von Wissenschaftlerfamilien nach dem Verhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit zu fragen. Sein Resümee für die Mathematikerfamilie Eötvös lautet, dass deren Angehörige keine Dualität

oder Opposition zwischen der universellen und der nationalen Wissenschaftsszene sahen (S. 131). Die Familienmitglieder stellten ein dauerhaftes Beispiel dafür dar, wie Teile der Elite ihre internationale Erfahrung und ihr einzigartiges Wissen nutzten, um das kulturelle Niveau und den Bildungsstand in einem bis dahin unterentwickelten Land in der Mitte Europas zu heben. Diese Tatsache wird ebenfalls durch Schlussfolgerungen von GÁBOR PALLÓ untermauert, der hervorhebt, dass die Ungarische Akademie der Wissenschaften auf Initiative von Loránd Eötvös ein wissenschaftliches Journal, die *Mathematischen und Naturwissenschaftlichen Berichte aus Ungarn* herausgab. Palló unterstreicht, dass es sich hier um ein nationales Periodikum handelte, das aber zur internationalen Wissenschaft beitragen wollte (S. 110).

Einige Beiträge, darunter auch der von BUKLIJAS, fokussieren stärker Persönlichkeiten des wissenschaftlichen Lebens und deren nationales sowie internationales Engagement. Bereits im 19. Jahrhundert wurden Vertreter der Wissenschaft in verschiedenen Ländern aufgefordert, sich für jeweilige nationale Interessen stark zu machen, denn sie wurden als effiziente Ressourcen für die jeweiligen Autonomiebestrebungen gesehen. Andere Autoren heben stärker auf die Entwicklung neuer Wissenschaftszweige und deren nationalpolitische Nutzbarmachung ab.

SONA STRBÁŇOVÁ vermag in ihrem Text beide Aspekte hervorragend zu verbinden. Sie stellt fest, dass nach 1860 der Patriotismus in den böhmischen Ländern in den Wissenschaften in Nationalismus und Chauvinismus mündete und sich streng von der deutschen Wissenschaftsszene abgrenzte. Diese Tendenzen wurden besonders nach 1890 mit der Gründung der Tschechischen Akademie sichtbar, innerhalb derer sehr stark für den Gebrauch des Tschechischen plädiert wurde (S. 130). Sie kommt zu dem Schluss, dass speziell Chemiker innerhalb der naturwissenschaftlichen Szene in Tschechien eine zentrale Position einnahmen, was u.a. auf die rasante Entwicklung der chemischen und Düngemittelindustrie zurückzuführen war und im Übrigen, so lässt sich hinzufügen, ein gesamt-ostmitteleuropäisches Phänomen jener Zeit darstellte. Darüber hinaus spielte auch eine wesentliche Rolle, dass alle führenden Chemiker in Deutschland studiert hatten und die Mehrzahl von ihnen international gut vernetzt war.

MARIUS TURDA untersucht die Entwicklung der Eugenik in Ungarn und resümiert, dass die Wechselwirkungen von wissenschaftlichen Ideen und Konzepten des sozialen Wandels Anfang des 20. Jahrhunderts von Persönlichkeiten propagiert wurden, die alle an der Verbesserung der rassischen Gesund-

heit der ungarischen Nation interessiert waren. Die Anhänger der Eugenik in Ungarn glaubten daran, dass das Ideal der regenerativen Biologie die nationalen Werte positiv beeinflussen würde. Die öffentlichen Debatten stützten sich auf drei Pfeiler: die Rolle der Vererbung, Verknüpfungen zwischen Biologie, Medizin und Volksgesundheit und die Verbindung zwischen Wissenschaft und politischer Macht. Turda verweist darauf, dass es nun gelte, Erkenntnisse über andere zeitgleiche eugenische Bewegungen in Ostmitteleuropa zu gewinnen, um eine Geschichte

der europäischen Eugenik schreiben zu können.

Die Ambivalenz zwischen den in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unternommenen Bemühungen, nationale Identitäten zu etablieren und sich gleichermaßen in der transnationalen Wissenskultur zu positionieren, diese vielfachen Wechselwirkungen zwischen nationaler Identität und transnationaler Verflechtung werden hier anhand des Querschnitts von Beiträgen aus verschiedenen Ländern überaus deutlich sichtbar.

Ruth Leiserowitz, Warschau

I. O. TJUMENCEV / M. JANICKIJ / N. A. TUPIKOVA / A. B. PLOTNIKOV (Hrsg.): Dnevnik Jana Petra Sapegi (1608–1611) [Das Tagebuch von Jan Piotr Sapieha (1608–1611)]. Moskva, Varšava: Drevlechranišče, 2012. 455 S., 1 Graph. = Pamjatniki istorii Vostočnoj Evropy: Istočniki XV–XVII vv., 9. ISBN: 978-5-93646-190-3.

Die Ausgabe entstand im Rahmen eines gemeinsamen russisch-polnischen Projekts im Bereich der Edition der historischen Quellen zur Geschichte Osteuropas im 15. bis 17. Jahrhundert. Jan Piotr Sapieha (1569–1611) gehörte zum hohen polnisch-litauischen Adel und war eine bedeutende Persönlichkeit seiner Zeit. Der Höhepunkt seiner politischen und militärischen Laufbahn fällt in die sog. „Zeit der Wirren“ (russ. *Smutnoe vremja*) in Russland. Dort spielte er eine wichtige Rolle im Lager des zweiten falschen Dmitrij und war zeitweilig der Hetman (Befehlshaber) seiner Truppen. Jan Sapieha befehligte persönlich die polnischen Truppen, die 16 Monate lang (September 1608 – Januar 1610) das Troice-Sergiev-Kloster belagerten. Die Verteidigung des Klosters ging als Inbegriff des heldenhaften Patriotismus in die russische Geschichte ein, und Sapieha fand dementsprechend einen festen Platz in den russischen Quellen jener Zeit. Später wechselte Sapieha auf die Seite des polnischen König Sigismund III. und nahm am Kampf um Moskau gegen das Freiwilligenaufgebot der russischen Städte (russ. *pervoe opolčenie*) teil. Dort im Kreml starb er im September 1611. Sogar diese kurze Aufzählung seiner „Verdienste“ zeigt, wie wichtig sein Tagebuch für die Erforschung der politischen Ereignisse in Russland zu Beginn des 17. Jahrhunderts ist. Anscheinend hatte Sapieha ein gut organisiertes Sekretariat, das seine militärischen Taten in Russland dokumentieren sollte. Das vorliegende Tagebuch ist das Ergebnis der Arbeit dieses Sekretariats. Die Eintragungen lassen eine deutliche apologetische Tendenz er-

kennen: den Siegen des Hetmans ist mehr Platz eingeräumt als seinen Niederlagen, insgesamt werden die Nachrichten zu Ende des Tagebuchs knapper und spärlicher. Trotzdem hat es einen sehr hohen Quellenwert für die Erforschung der „Zeit der Wirren“.

Die Ausgabe folgt dem Prinzip der Zweisprachigkeit und bietet die polnische Originalfassung und eine russische Übersetzung des Textes. Die Edition ist mit historischem Kommentar, Anhang (Ausschnitte aus anderen Quellen, die im Zusammenhang mit der Biographie von Sapieha stehen), Bibliographie, Glossar und einem Namens- und Ortsverzeichnis versehen. Dies alles erlaubt eine produktive Arbeit mit dem Text des Tagebuchs. Das Buch besitzt eine in gute Druckqualität und eine stabile Bindung, was für eine Quellenedition durchaus wichtig ist.

Die Quellenedition hat noch einen weiteren, speziellen Wert für die wissenschaftliche Forschung. Der Russlandfeldzug von Hetman Jan Sapieha fand seinen Niederschlag in einem Komplex von Dokumenten, von dem Teile heute in verschiedenen Archiven in Polen, Russland, der Ukraine und Schweden zerstreut aufbewahrt sind. Da im Tagebuch sehr oft Empfang und Versand von Briefen und anderen Dokumenten erwähnt ist, erlaubt das die Identifikation und Einordnung von erhalten gebliebenen Dokumenten und somit die Rekonstruktion des Sapieha-Archivs. Diese Arbeit wurde von einem Forscherteam unter Igor Tjumencev im Rahmen eines Forschungsprojekts durchgeführt, auf ihre Ergebnisse wird in den Kommentaren zur vorliegenden Ausgabe verwiesen. Um das nur an ein paar Beispielen zu verdeutlichen: Am 28. März 1609 erhielt Jan Sapieha einen Brief vom Militärkommandeur von Vladimir – dieser Brief ist erhalten geblieben und ist in dem rekonstruierten Sapieha-Archiv unter der Nummer 204 aufgelistet (S. 107, 354). Das zweite Beispiel ist noch spektakulärer: Am 11. April 1609 wurden

drei russische Boten aus dem belagerten Troice-Sergiev-Kloster gefangengenommen, bei denen man ca. 500 (!) Brief entdeckte – 10 davon wurden in Archiven aufgefunden und identifiziert (S. 111, 355). Dies zeigt die Bedeutung des Nachlasses von Jan Sapieha als einen einzigartigen Quellenkomplex zur Geschichte der „Zeit der Wirren“ in Russland. Bislang konnten dem Sapieha-Archiv mehr als 400 Dokumente zugeordnet werden. Die Ergebnisse dieser

Arbeit wurden im selben Jahr 2012 publiziert (Russkij archiv Jana Sapegi 1608–1611 godov. Teksty, perevody, kommentarii. Pod redakciej I.O. Tjumenceva. Volgograd 2012. 688 S. ISBN: 978-5-7786-0413-1). Die vorliegende Edition des Tagebuchs von Hetman Jan Sapieha ist also als Teil eines großangelegten – und überaus erfolgreichen – Forschungsprojektes.

Aleksey Martynjuk, Minsk

Die Ansiedlung der Deutschen in Ungarn. Beiträge zum Neuaufbau des Königreichs nach der Türkenzeit. Hrsg. von Gerhard Seewann / Karl-Peter Krauss / Norbert Spannenberger. München: Oldenbourg, 2010. VI, 233 S., Tab., Abb. = Buchreihe der Kommission für Geschichte und Kultur der Deutschen in Südosteuropa, 40. ISBN: 978-3-486-59750-9.

Inhaltsverzeichnis:

<http://d-nb.info/1000129721/04>

Der vorliegende Sammelband enthält zehn Aufsätze einer internationalen Konferenz, die 2008 in Pécs (Fünfkirchen) stattfand. Ziel der Tagung war, das für die moderne Geschichte Ungarns grundlegende 18. Jahrhundert näher vorzustellen und neue Forschungen anzuregen. Denn die Erforschung der Epoche Ungarns zwischen Türkenkriegen und Völkerfrühling im frühen 19. Jahrhundert ist bislang stiefmütterlich erfolgt. Ursächlich dafür sind auf internationaler Ebene sich widersprechende Narrative, die einem konstruktiven Umgang miteinander im Weg standen. Daher ist es als großer Erfolg zu werten, wenn die Organisatoren als gemeinsames Hauptergebnis der Konferenz festhalten können, dass sich die Teilnehmer darin einig zeigten, die Ansiedlung von Deutschen sei vorrangig aufgrund ökonomischer Überlegungen erfolgt und dies sei durch die Anfang des 18. Jahrhunderts einsetzende Agrarkonjunktur wesentlich befördert worden. Germanisierungsabsichten durch die Ansiedlungsbemühungen waren hingegen nach dem Urteil aller Autoren kein zentrales Anliegen.

Nach einem sehr informativen Vorwort, in dem GERHARD SEEWANN Zielsetzung und Hauptergebnis der Konferenz prägnant zusammenfasst, stellt sein Mitherausgeber NORBERT SPANNENBERGER betont zurückhaltend verschiedene *Interpretationen der Ansiedlungspolitik des 18. Jahrhunderts in der österreichischen und ungarischen Historiographie* (S. 5–40) vor. Er zeichnet sehr feinsinnig die große Asymmetrie nach,

welche zwischen österreichischer und ungarischer Historiographie auszumachen ist. Während in Österreich bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges die Ansiedlungspolitik in der Geschichtsschreibung mehrheitlich positiv wahrgenommen wurde, das Thema aber insgesamt wenig Beachtung fand, war ihm seit Beginn einer modernen ungarischen Historiographie stets „ein fester Platz mit einer eindeutigen [negativen] Konnotation sicher“ (S. 40). Und während das Thema mit entsprechender Wertung auch nach 1945 einen zentralen Bestandteil des kollektiven Gedächtnisses Ungarns darstellt, fristet es in Österreich ein wertneutrales Schattendasein.

ERNST DIETER PETRITSCH gibt anschließend eine solide Übersicht über die Besiedlung zwischen 1688/89 (Populationspatent Kardinal Leopold Kolonichs) und den späten siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts. Hauptaugenmerk liegt auf den Bestrebungen Karls VI. und seiner Tochter Maria Theresia. Als Gründe für die Ansiedlung deutscher Kolonisten nennt der Verfasser vor allem kameralistische, aber durchaus auch militärstrategische Überlegungen. Dafür wurde auch auf die Zwangsdeportation von Protestanten zurückgegriffen. So mussten etwa die Kärntner Protestanten ihre unmündigen Kinder zurücklassen, und es starb von den Deportierten ein Drittel bevor sie ankamen; ein weiteres Drittel verblieb vor Ort in Siebenbürgen zeitlebens in großer Armut.

Petritsch verdeutlicht ebenso wie MÁRTA FATA, dass das Banat für die Habsburger die Rolle einer Muster-Provinz spielen sollte. Fatas Aufsatz sowie die folgenden drei Beiträge widmen sich alle ökonomischen Fragen. Fata arbeitet heraus, dass man sich von den deutschen Einwanderern in der josephinischen Regierungszeit (bis 1790) Modernisierungsimpulse erhoffte. Die Migration sollte nicht in erster Linie gesamtstaatlich-habsburgischen Interessen dienen (S. 78), sondern Motor für ungarische Reformen sein. Doch Durchsickerungseffekte blieben ihres Erachtens weitgehend aus, da die Landzuteilungen zu beschränkt waren und die allgemeine Robotablösung

ausblieb. Positiver schätzen GYÖRGY KURUCZ und ZOLTÁN KAPOSI in ihren Referaten die wirtschaftlichen Auswirkungen der Ansiedlung ein. Während Kurucz allerdings stärker makroökonomische Effekte durch die Kriege der Habsburger und nur für einzelne Regionen durch höhere Arbeitsbereitschaft und Effektivität der Siedler als ursächlich annimmt, spricht Kaposi von umfassenden wirtschaftlichen Folgen der Ankunft der Migranten, da diese zahlreiche neue Wirtschaftszweige und Tätigkeitsfelder etabliert hätten, zur erhöhten Steuerkraft beigetragen und Impulse für Modernisierungsprozesse geliefert hätten. Allerdings zeigt er an den Städten auf, dass die deutschen Siedler zwar einerseits „zur Etablierung eines Bürgertums, bürgerlicher Wertvorstellungen und Kultur“ beigetragen (S. 123), aber auch ihr starres Zunftsystem mitgebracht hätten, also ein Moment der Beharrung.

Dass diese Veränderungen nicht von Habenichtsen ausgelöst wurden, zeigt der dritte Mitherausgeber KARL-PETER KRAUSS in seinem fast 50-seitigen, quellengesättigten und sehr innovativen Aufsatz. Krauss bestreitet energisch und fundiert die bis in die Gegenwart kolportierte Vorstellung, ein Großteil

der Migranten sei mittellos nach Ungarn gekommen und habe sich auf Kosten der einheimischen Bevölkerung bereichert. Krauss kann vielmehr beachtliche Kapitalzuflüsse offenlegen, nicht nur durch mitgebrachtes Hab und Gut, sondern auch durch erhebliche Kapitalzuflüsse in Folge von Erbschaften – Kapital, das vornehmlich für Investitionen genutzt wurde.

Den Abschluss des Sammelbandes bilden vier Beiträge zu kirchen- und kulturgeschichtlichen Fragestellungen, bei denen ZOLTÁN CSEPREGI Pietismus und Luthertum in Tolnau, ZOLTÁN GÖZSY die kanonischen Visitationen als Quelle zur Eingliederung der Kolonisten, GÁBOR BARNA das Bedeutungsfeld von Wallfahrten und die Wiederbelebung von Gnadenorten bezüglich der zwischenethnischen Beziehungen und KATHARINA WILD schließlich die donauschwäbische Dialektentwicklung untersucht.

Die Stärke des liebevoll publizierten Sammelbandes liegt in dem erfolgreichen Bemühen aller Autoren um ein ausgewogenes, nicht in den Narrativen der eigenen Historiographie ge- und verfängenes Bild zu zeichnen.

Raoul Zühlke, Neuss

DESANKA SCHWARA: Kaufleute, Seefahrer und Piraten im Mittelmeerraum der Neuzeit. Entgrenzende Diaspora – verbindende Imaginationen. Unter Mitarbeit von Luise Müller / Patrick Krebs / Ivo Haag / Marcel Gosteli. München: Oldenbourg, 2011. 592 S., 1 Abb. ISBN: 978-3-486-70487-7.

Inhaltsverzeichnis:

<http://d-nb.info/1010206494/04>

Möchte man bei dem Titel *Kaufleute, Seefahrer und Piraten im Mittelmeerraum der Neuzeit* noch meinen, man bekomme ein unterhaltsames, kurzweilig zu lesendes Buch mit abenteuerlicher Thematik zur Hand, so deutet schon der Untertitel *Entgrenzende Diaspora – verbindende Imaginationen* auf komplexere Sachverhalte hin. Und in der Tat ist dieses Werk, das während der für die Autorin vom Schweizerischen Nationalfonds an der Universität Bern eingerichteten Förderungsprofessur entstanden ist, die Abschlussbilanz einer fünfjährigen Forschungsarbeit zum Thema *Entgrenztes Europa: Diasporagruppen als transkulturelle und gebietsübergreifende Verbindungselemente* (S. 12). Desanka Schwara und ihr Team wollten keineswegs abenteuerliche Seefahrts- und Piratengeschichten zu Papier bringen. Das zwar unsystematisch aufgebaute,

aber facettenreiche Buch Salvatore Bonos über Piraten und Korsaren im Mittelmeer enthält wahrlich mehr Anekdoten und spannende Geschichten. Wem es also auf den – historisch freilich gekonnt untermauerten – Unterhaltungswert ankommt, dem sei das Buch Bonos anempfohlen. In diesem Werk stehen „Diasporagruppen in ihrem Lebensumfeld, die Erforschung von Interaktions-, Aufnahme- bzw. Exklusions- und den damit verbundenen Empfindungsmustern“ (S. 18) im Vordergrund. Die nationalhistoriographische Perspektive überwindend, wie recht häufig betont wird, und entlang des raumkritischen Paradigmenwechsels, des sogenannten *spatial turn*, möchten die Autorinnen und der Autor „Lebensformen und transterritoriale Strukturmerkmale wie Mobilität, Kommunikation, kulturelle Codes, Kulturtransfer und Interaktionsmodelle (*patterns*) verschiedener Diasporagruppen“ untersuchen. An theoretischer und aktueller methodischer Untermauerung ist demnach kein Mangel.

So stecken im Kapitel 1 SCHWARA, MÜLLER und KREBS den geographischen Raum zwischen Lissabon und Istanbul unter Einbeziehung der zentralen Begriffe „Diaspora“, „Netzwerke“ und „Kommunikation“ ab. PATRICK KREBS stellt in Kapitel 2 die beiden Städte Ancona und Livorno als Hafen- und Handelsplätze vor, wobei die sogenannten „mental

maps“, die Imaginationen eines geographischen Raumes, der in diese beiden Städte kommenden Händler untersucht werden. Der Autor veranschaulicht dabei die erfolgreichen Maßnahmen der zum Herrschaftsgebiet des Kirchenstaates gehörenden Stadt Ancona und des florentinischen Livorno, Migranten, sprich Kaufleute, aus dem Mittelmeerraum anzuziehen, und daraus wechselseitigen Profit zu schlagen. Im Kapitel 3 betrachten SCHWARA und GOSTELI Ragusa und Belgrad im Netzwerk des mediterranen Wirtschaftsraumes. Gerade das an der Donau und Save liegende Belgrad, das freilich keine Stadt am Mittelmeer ist, war eine wichtige Handelsstadt auf dem Balkan, ein Verkehrsknotenpunkt von Ost nach West und, vor allem durch die Flussverbindung ins Schwarze Meer, auch von Nord nach Süd. Nicht zu Unrecht wurde damit das unter osmanischer Herrschaft stehende Belgrad, das durchwegs interessante Vergleichsdaten liefern kann, als Teil dieses mediterranen Kommunikations- und Handelsnetzwerkes aufgenommen. Kapitel 4 von MÜLLER untersucht anschließend Cádiz und Lissabon aus handelsstrategischer und aus medizinhistorischer Perspektive (Gesundheitspolitik, Seuchen und Quarantäne). Der Autorin gelingt es, wichtige Einsichten in den Zusammenhang zwischen Sanitätspolitik und Seefahrt zu vermitteln. Die Projektleiterin geht im Kapitel 5 der von der Insel Malta ausgehenden Piraterie nach. Dabei vermag es SCHWARA, neue und interessante Details zum Ka-

perwesen des Malteserordens vorzustellen. Eine Gesamtschau zum besseren Verständnis des Phänomens Piraterie im Mittelmeer bietet dieses Kapitel allerdings nicht. Im letzten Kapitel versuchen die Autorinnen und der Autor anhand einiger der zentralen Begriffe der vorangehenden fünf Studien wie „Bewegung und Verortung“, „Kaufmännische Imagination“, „Präsenz, Aktion, Interaktion“, „Quarantäne“ und „(Un)freiheiten“ ein Fazit zu ziehen und einen roten Faden erkennbar zu machen. Allerdings driftet dieser Versuch zum Teil ins Theoretisch-Abstrakte mit einer gewissen Tendenz zur Redundanz ab. Ein gelungenes, sehr informatives Glossar mit wichtigen Begriffserklärungen und ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis runden den Band ab.

Man hat es bei diesem Buch nicht mit einem Standardwerk zu Handel, Seefahrt und Piraterie im Mittelmeerraum der Neuzeit zu tun. Die fünf ausführlichen, quellengesättigten, jedoch qualitativ nicht gleichwertigen Studien liefern entlang der oben erwähnten Leitbegriffe aufschlussreiche und methodisch innovative Einblicke zur Thematik. Die Beiträge bereichern somit die Forschung zur mediterranen Welt, die seit Fernand Braudel als kulturell sehr vielfältiger, jedoch auch zusammenhängender historischer Raum begriffen wird.

Robert Rebitsch, Innsbruck

The Holocaust in the East. Local Perpetrators and Soviet Responses. Ed. by Michael David-Fox / Peter Holquist / Alexander M. Martin. Pittsburgh, PA: University of Pittsburgh Press, 2014. XII, 265 S. ISBN: 978-0-8229-6293-9.

In Deutschland wird der Holocaust immer noch meistens aus der Perspektive der Täter und gelegentlich aus der der Opfer geschrieben. Die Zuschauer und Kollaborateure in der Sowjetunion hingegen sind deutlich seltener Gegenstand von Untersuchungen. Deshalb lohnt der vorliegende schmale Sammelband auch für Spezialisten einen Blick, zumal sie vermutlich eher nicht zu den regelmäßigen Lesern der Zeitschrift *Kritika. Explorations in Russian and Eurasian History* gehören werden. Dort erschienen bereits fünf der sieben hier edierten Aufsätze, aber die Herausgeber haben erstens kleinere Überarbeitungen veranlasst und zweitens dazu noch zwei kurze, kluge Überblicksbetrachtungen eingeworben, die eine Einordnung vornehmen.

So kann das Buch auf ein echtes Desiderat ver-

weisen: Die viel zu seltene Verbindung von Studien zum Holocaust mit der Osteuropäischen Geschichte, die sich nach Ansicht des Rezensenten als Fachgebiete oftmals ignorieren. Das trifft sicher für den angloamerikanischen Bereich noch viel mehr zu als hierzulande, wo es aber *cum grano salis* durchaus auch gilt. Im Fokus des Bandes stehen insbesondere Bessarabien sowie der Umgang der Sowjetunion mit dem Holocaust nach 1945. Lediglich MARCI SHORE widmet sich mit ihrer Analyse der Jedwabne-Debatte einem Thema, das geographisch und zeitlich aus dem Rahmen fällt – und überzeugt durch ihre Prägnanz. Über diesen Judenmord im gleichnamigen ostpolnischen Dorf durch die lokale polnische Bevölkerung direkt nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion 1941 ist in den letzten Jahren viel geschrieben worden, aber die Diskussion fand vor allem in unserem Nachbarland statt.

Shore untersucht in ihrem erstmals 2005 gedruckten Beitrag die Reaktionen polnischer Wissenschaftler auf Jan Tomasz Gross' Buch *Sąsiedzi* („Nachbarn“), in dem dieser den Antisemitismus der Ein-

heimischen beschrieben hatte, den er für das Pogrom in Jedwabne verantwortlich macht. Sie zitiert umfassend und argumentiert, dass auf Grund dieser Auseinandersetzungen endlich die polnisch-jüdischen Beziehungen in einem breiteren Kontext des europäischen Totalitarismus gesehen werden könnten, in dem ein brutales Regime das andere ablöste. Die Frage sei nun, was diese Regime mit menschlicher Identität und zwischenmenschlichen Beziehungen machten. Jedwabne zeige, was sie ermöglichten und wieso es keinen Ausweg zur „Normalität“ gab. Eine Antwort bleibt sie schuldig, aber das ist wohl höchstens im Rahmen einer Monographie zu erledigen – die ein dringendes Desiderat und eine intellektuelle Herausforderung ist.

Und in der Tat war Ostpolen nicht die Ausnahme, sondern der Regelfall. (Siehe hierzu jetzt WITOLD MĘDYKOWSKI: *W cieniu gigantów. Pogromy Żydów w 1941 roku w byłej sowieckiej strefie okupacyjnej. Kontekst historyczny, społeczny i kulturowy*. Warszawa 2012.) DIANA DUMITRU kann das anhand der sowjetischen Untersuchungen zu Verbrechen in Bessarabien belegen, in denen gegen die lokale Bevölkerung wegen Judenmorden ermittelt wurde. Ähnlich wie VLADIMIR SOLONARI in seinem Fallbeispiel kommt sie zu dem Ergebnis, dass der „Durchschnittstäter“ sich in nichts von anderen Einheimischen unterschied: Er war durchschnittlich gebildet, ökonomisch ähnlich gestellt und ragte auch sonst in keiner Weise hinaus. Die „Banalität des Bösen“ ist hier wie in Jedwabne eine vollkommen zutreffende Beschreibung – Hannah Arendt hatte das klar als Merkmal totalitärer Systeme erkannt, selbst wenn es auf ihr Beispiel Adolf Eichmann wohl gerade nicht zutrifft.

Vermutlich gerade wegen dieser Gemeinsamkeiten war die Sowjetunion nicht besonders daran interessiert, sich mit diesem Geschehen zu beschäftigen. Das zeigt prägnant KAREL BERKHOFs Text zum Holocaust in den russischen Medien zwischen 1941 und 1945. Die Ignoranz setzte sich nach Kriegsende fort, was MARINA SOROKINAs Aufsatz über die Untersuchung von NS-Verbrechen klar zeigt. Die Außerordentliche Staatskommission, die eigentlich diesem Zweck dienen sollte, erwies sich als politisches Instrument, das letztlich nur Stalins Befehle ausführ-

te. Sie entwickelte sich zu einer Art Geist, der seine Aufgabe erfüllte, indem er die Erinnerung an die eigenen Verbrechen an den Juden von den Sowjetbürgern fernhielt; stattdessen verbreitete er erfolgreich Propaganda gegen das faschistische Deutschland und die Bundesrepublik. Dieser wurde – nicht zu unrecht – ein zu laxer Umgang mit der Vergangenheit vorgeworfen, was hervorragend als Ablenkung von den eigenen Untaten funktionierte. Gerade deshalb stellen die Akten der Kommission eine wahre Fundgrube dar, die aber mehr über sowjetische Politik denn nationalsozialistische Massensterben aussagen – und in jedem Fall eine quellenkritische Herausforderung darstellen.

Neben Dumitrus Text ist der von TARIK CYRIL AMAR der zweite Originalbeitrag. Am Beispiel der Stadt L'viv (Lemberg) beschreibt er den Holocaustdiskurs als einen Nicht-Erinnerungsort. So wie das Regime in Moskau stets die besondere Verfolgung der Juden durch die Deutschen zugunsten der aller Sowjetbürger ignorierte und die Opfer nachträglich ihrer jüdischen Identität beraubte, entstanden in Lemberg eigene Tropen, die traditionelle Stereotypen mit ukrainischen nationalen Motiven verbanden. Die Todfeinde Sowjets und ukrainische Nationalisten gaben allerdings nicht zu, dass sie diese Gemeinsamkeit einte: Das Schweigen über die jüdischen Toten, das den Holocaust zwar anerkannte, aber als eine gewissermaßen selbstverständliche, allgemein bekannte – und deshalb vernachlässigenswerte – Tatsache behandelte.

Insgesamt bietet das Buch einige anregende Ideen und vernachlässigte Blickwinkel. Allerdings wurden fünf der insgesamt neun Texte bereits früher schon gedruckt, und von den neuen Aufsätzen enthalten zwei nur knappe generalisierende Bemerkungen und fassen die anderen Beiträge zusammen. Leider haben die Herausgeber auch auf ein Register verzichtet, was den Nutzwert zusätzlich einschränkt. Andererseits passen die Texte gut zueinander und ergänzen sich, weshalb für einen Sammelband ein vergleichsweise geschlossenes Bild entsteht. Weil *Kritika* in Deutschland nur in wenigen Bibliotheken vorhanden ist und der Preis nur 20,80 Euro beträgt, kann sich eine Anschaffung dennoch lohnen.

Stephan Lehnstaedt, Warschau

Deutschland – Russland. Stationen gemeinsamer Geschichte – Orte der Erinnerung. Band 3: Das 20. Jahrhundert. Hrsg. von Helmut Altrichter / Wiktor Ischtschenko / Horst Möller / Alexander Tschubarjan. München: Oldenbourg, 2014. 352 S.,

zahlr. Abb. ISBN: 978-3-486-75524-4.

Die Gemeinsame Kommission für die Erforschung der jüngeren Geschichte der deutsch-russischen Beziehungen legt mit diesem Band das erste Ergebnis

ihrer Bemühungen um eine so weit wie möglich einvernehmliche Darstellung dieser Beziehungen vor. Die Ausarbeitungen richten sich an ein breiteres Publikum: an Schüler, Studierende und an den klassischen, allgemein geschichtlich interessierten Leser. Der Charakter eines Studien- und Einführungswerks wird durch den Abdruck einzelner – überzeugend ausgewählter – Quellen, die knappen weiterführenden Literaturangaben sowie durch zahlreiche aussagekräftige Illustrationen und eine nützliche Zeittafel unterstrichen. Alle Einzelbeiträge entstammen der Feder ausgewiesener Kenner der Materie. Sie sind mit Erfolg um eine dichte Präsentation von Fakten und Entwicklungen bemüht, ohne dass interpretatorische Akzentsetzungen vernachlässigt würden.

Insgesamt wird das auf drei Bände angelegte Gesamtprojekt die Zeit vom 18. bis zum 20. Jahrhundert abdecken. Dass die Kommission mit dem Band zum 20. Jahrhundert beginnt, begründet sie mit der „besonderen Aktualität“ und der „gesellschaftlich-politischen Bedeutung des vergangenen Jahrhunderts“ (S. 10). Die jüngsten Entwicklungen in der Ukraine verleihen dieser Sichtweise zusätzliche Überzeugungskraft, denn auf beiden Seiten des laufenden Propagandakriegs hallen frühere Denkweisen und Reaktionsmuster nach. Das Argument, dass 1939 der sowjetische Einmarsch in Ostpolen dem Schutz und der Befreiung der ukrainischen respektive weißrussischen Bevölkerung gedient habe, scheint auch für heutige russische wissenschaftliche und politische Analysten noch zu stechen (S. 135–136) und erinnert an diverse russische Verlautbarungen. Anti-polnische Dimensionen der sowjetischen Außenpolitik des 20. Jahrhunderts, die die historische Kommissionsarbeit in den Blick rückt, mögen in der besonderen Sensibilität Warschaws gegenüber den heutigen russischen Aktivitäten nachwirken. Generell zeigen die historischen Hintergründe und die aktuellen Entwicklungen, dass die deutsch-russischen Beziehungen trotz des Endes des Kalten Kriegs nicht außerhalb eines breiten internationalen Kontextes analysiert werden können. Darüber hinaus lässt sich die Geschichte ungeachtet der überwundenen Teilung Deutschlands keineswegs als teleologische Erfolgs- oder rundum gelungene Versöhnungsgeschichte auffassen. Davon zeugen, um zum Band zurückzukommen, nicht zuletzt die divergierenden Sichtweisen auf zentrale Abschnitte der komplexen Beziehungsgeschichte.

Das Buch ist in vier chronologisch definierte Hauptteile untergliedert. Sie nehmen Grundentwicklungen der Zwischenkriegszeit, von NS-Regime und Stalinismus, von Kaltem Krieg und Entspannungs-

politik auf. Auf diese Weise organisiert sich der Band nach „Ereignisknoten“ (S. 10) und weniger entlang den im Untertitel genannten „Erinnerungsorten“. Neben dem deutlich politischen Fokus des Gesamtwerks werden gesellschaftliche und kulturelle Kontakte mit ihren spezifischen Verwerfungen respektive Bruchlinien als weitere wesentliche Sphären der Beziehungsgeschichte nicht außer Acht gelassen. Zu Entwicklungen der wirtschaftlichen oder, im Falle der DDR, militärischen Verbindungen findet sich dagegen kein selbständiger Beitrag. In dem Buch macht sich insbesondere für die Jahre ab 1962 im politischen Dreieck Moskau – Bonn – Ostberlin ein tendenzielles Übergewicht der Beschreibung der sowjetisch-bundesdeutschen Beziehungen bemerkbar. Was einer der Autoren als Mangel verzeichnet (S. 267), spiegelt allerdings auch schlicht die asynchrone Entwicklung der Kontakte Moskaus zu den deutschen Staaten mit ihren unterschiedlichen Handlungsspielräumen und ihrem differierenden Stellenwert in der sowjetischen Globalpolitik wider.

Insgesamt führt die Publikation vor Augen, dass es kein einheitliches, grenzüberschreitendes Bild auf die Gesamtgeschichte des 20. Jahrhunderts gibt. Die Mehrheit der abgedruckten Artikel referiert einen einvernehmlichen, internationalen Forschungsstand, doch werden in dem Werk eben auch gegensätzliche oder abweichende Interpretationen und Bewertungen klar benannt. Dies gelingt nicht immer so nüchtern-sachlich wie in der Einführung von Helmut Altrichter, der Forschungskontroversen als das vorstellt, was sie sein sollten, nämlich als wissenschaftliche Diskrepanzen (S. 173–179). Einzelne Autoren tun sich schwerer, im Zusammenspiel von nationaler Geschichtspolitik, Selbst- und Fremdbildern und internationalen Wissenschaftstendenzen und Forschungsdebatten in der Fachdiskussion die verschiedenen Komponenten auszubalancieren.

Sechs der insgesamt 20 diskutierten Themen und Prozesse sowie die Einführungen der vier Hauptteile wurden von deutscher und russischer Seite getrennt aufgearbeitet. Darüber hinaus liefert der russische Ko-Autor Aleksej Filitov, der auch der Verfasser des russischen Beitrags über die erste Berlin-Krise 1948/49 ist, in einem weiteren zentralen Aufsatz, dem über die Potsdamer Konferenz, ein partielles Sondervotum ab. Seine Ausführungen unterstreichen, dass die Tücken der Diskussion auch im Detail liegen können. (S. 170–172)

Es spricht für die wissenschaftliche Qualität des Bandes, dass in den Beschreibungen auch unterschiedliche Akzentsetzungen innerhalb der deutschen und russischen Zünfte zutage treten. Ohnehin

muss es bei derartig ambitionierten Gemeinschaftsprojekten offen bleiben, inwieweit die versammelte Autorenschaft überhaupt den Anspruch erheben will und kann, einen – in sich problematischen – nationalen Geschichtskonsens zu repräsentieren.

Die Schwerpunkte der dokumentierten Divergenzen liegen im Umfeld des Zweiten Weltkriegs sowie bei der Entstehung der bipolaren Welt. Dahinter stehen – in gewissem Maß politisch aufgeladene – Meinungsunterschiede hinsichtlich der Verantwortlichkeiten für die verheerenden internationalen Entwicklungen ab den dreißiger Jahren. Dabei war zu erwarten, dass die Ansichten etwa über den Hitler-Stalin-Pakt von 1939 oder den 17. Juni 1953 in Russland und Deutschland auseinandergehen. Doch auch die Schlacht um Stalingrad 1942/1943 oder die deutschen und sowjetischen Selbstrepräsentationen auf der Pariser Weltausstellung von 1937 lassen sich offenbar noch heute nicht in einem gemeinsamen Zugriff deuten.

Ungeachtet der erwähnten Schwerpunkte sind für andere Zeitabschnitte ebenfalls interpretatorische Gegensätze zu vermerken. Das gilt etwa für die Akzentuierung gesamteuropäischer oder nationalstaatlicher Rahmenbedingungen und Handlungsmöglichkeiten, unter denen sich die innenpolitischen Prozesse ab den zwanziger Jahren entwickelten. Mit dem Einstieg in die dreißiger Jahre werden die deutsch-russischen Differenzen, wie erwähnt, deutlicher und schärfer formuliert. Russische Autoren betonen eine von der internationalen Entwicklung gleichsam erzwungene, defensive Ausrichtung der Außenpolitik Stalins, während die nicht-russische Lesart expansive Tendenzen Moskaus stärker gewichtet. Dies sind Gegensätze, die in der Diskussion um den Hitler-Stalin-Pakt besonders deutlich aufeinander prallen (S. 121–140). Daneben lassen die russischen Autoren ihren Stolz auf die – von keiner Seite bestrittenen – KriegslLeistungen von Volk und Armee der UdSSR erkennen, der für ein kritisch-wissenschaftliches Lesepublikum außerhalb Russlands wiederum gewöhnungsbedürftig ist (S. 84, 151–160). In dem Gesamtpaket wird nachvollziehbar, warum aktuelle Forschungen aus Deutschland und Russland die Pariser Weltausstellung ungleich bewerten. Hier betont Robert Maier den politischen und ideologisch-aggressiven Aussagegehalt sowohl der deutschen als auch

der sowjetischen Architektur und Aufmachung. Je-katerina Granzewa bettet wiederum vor allem die sowjetische Präsentation in allgemeine Kunsttendenzen der Ära ein und schreibt dem „wahrhaftigen Kunstwerk“ eine universal-humanistische Ausdruckskraft zu, die jenseits aller ideologischen Vorgaben der sowjetischen Führung ihren Stellenwert besitze (S. 110).

Hinsichtlich der Teilung Deutschlands als einem wichtigen Aspekt der Entstehung des Kalten Kriegs und dem zweiten großen umstrittenen Fragenkomplex wiederholen die Autoren ebenfalls letztlich bekannte Argumente der etablierten Forschung. Die russische Lesart rückt defensive Sicherheitskonzepte Moskaus und die hohe Mitverantwortung westlicher Politik in den Vordergrund, deutsche Interpretationen verweisen auf zumindest implizite Sowjetisierungsabsichten Stalins. Diesem konkurrierenden Zugang entsprechen Diskrepanzen in der Bewertung der Rolle westlicher Geheimdienste und Propagandaapparate beim Volksaufstand vom 17. Juni 1953.

Deutsche und russische Forschungen zum Auf und Ab der Entspannungspolitik ab den siebziger Jahren erweisen sich als kompatibel. In der Bewertung von Politik und Persönlichkeit Gorbatschows werden dann jedoch wieder sehr unterschiedliche Aspekte betont: Für die im Band vertretene Forschung Russlands spielt die Erfahrung des Auseinanderbrechens des eigenen früheren Staats eine spürbare Rolle (S. 315). In der Beschreibung des Falls, oder, wie es hier heißt, der „Öffnung“ der Berliner Mauer finden sich russische und deutsche Forschungsstränge im Abschluss wieder versöhnlich zusammen. Dass die deutsche Einheit, der deutsch-sowjetische Vertrag über gute Nachbarschaft, Partnerschaft und gute Zusammenarbeit vom November 1990 und die Pariser Charta vom November 1990 qualitativ neue Chancen von internationaler und deutsch-sowjetischer Zusammenarbeit eröffneten, ist unbestreitbar. Ebenso unstrittig ist allerdings, dass die deutsch-russischen Beziehungen in ihrer internationalen Einbettung und vor dem Hintergrund der Lasten des 20. Jahrhunderts für Störungen aller Art extrem anfällig geblieben sind. Es wird sich erst noch zeigen müssen, als wie einschneidend sich die von der Gemeinsamen Kommission gewählte Zäsur der Beziehungen, 1989/90, tatsächlich erweist.

Andreas Hilger, Hamburg

The Anatomy of Terror. Political Violence under Stalin. Ed. by James Harris. Oxford: Oxford University Press, 2013. X, 333 S., Tab., Graph. ISBN: 978-0-19-965566-3.

Inhaltsverzeichnis:

<http://www.oxfordscholarship.com/view/10.1093/acprof:oso/9780199655663.001.0001/acprof-9780199655663>

In diesem Band versuchen Historiker die Wurzeln des Stalinschen Terrors zu eruieren. Besonders interessieren die sozialen und politischen Bedingungen und die auslösenden Faktoren für den Entschluss zu den brutalen Massenrepressionen. Dabei sollen nicht nur „die neuesten Entwicklungen des Themas präsentiert werden, sondern auch die neueste Entwicklung der Debatte“, wie der Band verspricht.

In sechzehn Beiträgen, die sich auf acht Themen-Aspekte beziehen, wird ein breiter Fächer von Quellen, Methoden und Gesichtswinkeln präsentiert, die in acht „Paarungen“ entsprechender Autoren angeordnet sind.

IAN LAUCLAN und JAMES HARRIS untersuchen, wie im Jahrzehnt nach der Oktoberrevolution die politische Polizei in ihrer Tschechisten-Mentalität und mit ihren Bedrohungs-Analysen Vorbedingungen für die Massenrepressionen schuf. E. ARFON REES und J. ARCH GETTY gehen von verschiedenen Aspekten aus der lang debattierten Frage nach: Wie zentral war die Rolle Stalins im Terror? DAVID HOFFMAN und DAVID SHEARER eröffnen ihre jeweilige Perspektive auf die Interpretation des Großen Terrors im Licht der Moderne bzw. als „*social engineering*“. DAVID PRIESTLAND und DAVID BRANDENBURGER erforschen die gegenseitige Beeinflussung von Ideologie und Terror. PAUL HAGENLOH und GÁBOR RITTERSPORN zeigen ihre widerstreitenden Thesen über den Terror im Rahmen der sowjetischen Institutionen und Herrschaftstechnik. MATTHEW LENOE und J. ARCH GETTY betrachten die Bedingungsfaktoren des Terrors, die also den Übergang politischer Gewalt in Massenrepressionen bewirkten oder begünstigten. WENDY GOLDMAN und WILLIAM CHASE erforschen die Erfahrungsseite des Terrors, seine regionalen und lokalen Dynamiken sowie das besondere Problem, Täter und Opfer zu unterscheiden. STEPHEN WHEATCROFT und MELANIE ILIĆ beschließen den Band, indem sie überprüfen, was aus den Statistiken der Massenrepressionen zu erfahren ist.

Es fällt auf, dass – mit Ausnahme G. Rittersporns – sämtliche beteiligte Forscher von Institutionen der

angelsächsischen Wissenschaft kommen. Die Beiträge fassen die Forschungsmeinungen der jeweiligen Autoren autoritativ zusammen. Jedoch finden sich unter ihnen kaum Bezüge aufeinander und selten auf die Forschungsdiskussion, die doch für die Studierenden essenziell wären, für die der Band offensichtlich zusammengestellt wurde. Da kann es kaum befriedigen, dass dem Herausgeber JAMES HARRIS eine summarische Einleitung von acht Seiten genügt, um die Historiographie zum Thema des Bandes nachzuzeichnen, dabei aber die kontinental-europäischen wie die russischen Beiträge fast gänzlich auszublenken.

Darin stellt er fest, die Gründe für den Beginn des Großen Terrors würden nun überwiegend aus den wachsenden Unsicherheiten und Befürchtungen des Regimes infolge der von ihm selbst losgetretenen gesellschaftlichen Konvulsionen, Zerfallserscheinungen und Eliten-Verkrustungen erklärt. Für die Führung habe es so ausgesehen, als wenn sämtliche Krisenerscheinungen von den Feinden des Regimes in einer allgemeinen Verschwörung unter Vorwegnahme der Möglichkeiten eines kommenden Krieges herbeigeführt worden seien. In diese Richtung habe der NKVD-Chef Nikolaj Ežov sich bemüht die Vorstellungen Stalins zu führen. Man wundert sich, wie die paranoiden Konstruktionen in den von Stalin bestellten Geheimdienst-Dossiers mit ihrer abstrusen Logik von Bedrohungsszenarien als reale „Befürchtungen“ der Führung präsentiert werden und wie hier und in einigen Beiträgen – dagegen argumentiert E. A. REES am deutlichsten – der Führer selbst als Initiator und Lenker des Terrors in den Hintergrund tritt. War der Chef der Bol'sheviki denn der von anderen Getriebene?

Besonders weit entwickelt diese Vorstellung über die Bedingungen des Großen Terrors A. GETTY mit seinem Beitrag *Pre-Election-Fever: The Origins of the 1937 Mass Operations*. Die terroristischen Massenoperationen nach „Kontingenten“ begannen mit Befehl 00447 vom 30. Juli 1937. Ihnen fielen rund 1,5 Millionen Menschen zum Opfer, von denen fast genau die Hälfte erschossen wurden. Dieser Befehl, dessen Zielgruppen ehemalige Kulaken, die ihre Deportationsorte verlassen hatten, Kriminelle sowie „andere antisowjetische Elemente“, vor allem die registrierten politischen Gegner seit der Zeit der Revolution, waren, bildete das zentrale Element eines ganzen Bündels von „Massenaktionen“ zwischen August 1937 und November 1938. Den politischen Bedingungen und auslösenden Faktoren ist der Beitrag J. A. GETTYS gewidmet.

Seine Hauptthese lautet: Stalin habe seine eigent-

lich gegen Massen-Operationen ausgerichtete Linie erst unter dem Druck der regionalen Parteiführer geändert, die in den kommenden Wahlen zum Obersten Sowjet fürchteten, von den durch die „Stalin-Verfassung“ erstmals wahlberechtigten „anti-sowjetischen Elementen“ um ihre Macht gebracht zu werden. Um die Situation auf dem Land zu beruhigen, habe er sie zu den Massenerschießungen ermächtigt. Diese Konstellation leitet Getty historisch ab: Stalin entkleidete die Parteiführer in der Provinz während der ersten Hälfte der dreißiger Jahre ihrer „unbegrenzten Macht zu Verhaftungen und Exekutionen“ und zwang sie in ein System, in dem sie um Erlaubnis nachsuchen mussten, um Opponenten zu töten. Dies habe zu tun mit Stalins Wendung zur Gesetzmäßigkeit und zu einer gewissen Liberalisierung der politischen Linie.

Diesem deutlich verzeichneten Bild Stalins stellt der Autor eine regionale Führerschaft gegenüber, die im Gegensatz zum Generalsekretär schon immer das Interesse an den Massenerschießungen gehabt und diese ihm 1937 gegen seinen Willen abgerungen hätte. Tatsächlich entsprachen vielleicht die Interessen, aber nicht die Machtverhältnisse in der bolschewistischen Herrschaft der so gezeichneten Konstellation. Warum nahm Stalin den regionalen Führer die Vollmachten für Massen-Strafaktionen und stellte sie unter den Vorbehalt des Politbüros bzw. der Generalprokuratur? Der Grund liegt gewiss nicht darin, dass er „liberaler“ war als die regionalen Bolschewiken. Vielmehr war der Terror für ihn das Herzstück seiner politischen Methoden, und dieser musste von einem zentralisierten Machtstaat ausgeübt werden, den die zentralisierten Staatsanwaltschaften und NKVD-Organen sowie seine neue Verfassung und schließlich er selbst verkörperten.

In einer aufschlussreichen Fall-Untersuchung, einem zweiten Beitrag im selben Sammelband, zeigt GETTY, wie Stalin bereits 1934/35 und besonders seit Ende 1936 die regionalen Führungs-Cliquen Zug um Zug entmachtete. Nichts anderes mehr als passive und letztlich vergebliche Hinhalteaktiken waren dem entgegensetzen. Von kollektivem Widerstand handeln aus den Regionen, wie dies Getty suggeriert, konnte nie die Rede sein. Der Autor begründet seine Behauptung von einer „Revolte“ der regionalen Führer gegen die von der „Stalin-Verfassung“ vorgesehenen allgemeinen Wahlen auf dem ZK-Plenum vom Februar/März 1937 mit deren Hinweisen auf die dadurch drohenden „Gefahren“ von „anti-sowjetischen Elementen“. Wie kann man die artige Aufnahme der „Stichworte“, die vorher aus dem engsten Umkreis Stalins (A. Ždanov und E. Jaros-

lavskij) gegeben wurden, um die Führungen der Provinz für die politische Aufgabe des „Wahlkampfes“ zu aktivieren, als „Revolte“ verstehen? Bereits vor diesem Plenum war der Angriff des Stalinischen Zentrums auf die „Regionalen“ in vollem Gange, Stalin selbst trug ihn im Inhalt seiner Rede mit unverhohlenen Drohungen vor. Und dies geschah unter den Augen einer Vielzahl von NKVD-Chefs, die Ežov aus den Regionen herbeigerufen hatte, um dem demütigenden Schauspiel beizuwohnen. Im ersten Halbjahr 1937 wurde die Entmachtung der regionalen Eliten fortgeführt. Diese waren zu der Zeit längst nicht mehr in der Lage, Stalin etwas aufzuzwingen oder ihm abzutrotzen. Das gilt zumal für Massen-Operationen in der Dimension des Befehls 00447 vom 30. Juli 1937. Tatsächlich war es Stalin selbst, der namens des Politbüros bereits am 3. Juli von den NKVD- und Parteistellen der Regionen schnellste Vorbereitungen für die Massenrepressionen forderte – darunter Personalvorschläge für die Exekutoren in den *trojki* vor Ort sowie Zahlenangaben für die jeweiligen Verfolgungskategorien. Das historische Szenario Gettys, das er zum wiederholten Male ausmalt, hat nach den vielen empirischen Forschungen, die dazu angestellt worden sind (G. Easter; M. Junge, J. Baberowski, R. Binner; N. Werth; E. A. Rees; O. Chlevnjuk; V. Chavstov, L. Samuel'son, A. Vatlin usw. usw.), weniger Grundlagen in der Historiographie als je zuvor. Diese Forschungen ignoriert Getty fast vollständig. Es gibt zu denken, dass er als einziger Historiker, der seine Thesen teilt, nur Jurij Žukov nennen kann, der sich in Russland mit seinen Publikationen erklärtenmaßen darum bemüht, Stalin als „demokratischen Reformator“ zu rehabilitieren und von der Terror-Politik freizusprechen.

Getty führt seine Thesen immer wieder auf den Wortlaut der von ihm zitierten Dokumente zurück. So nimmt er das propagandistische Heraufbeschwören der Gefahren für die bolschewistische Macht angesichts der anstehenden Wahlen als bare Münze, als wenn die Bolschewiki je vorgehabt hätten, freie Wahlen durchzuführen. Bis zum Ende ihres Systems handelten sie vielmehr nach dem Stalinschen Prinzip: „Nicht die Wahlen sind wichtig, sondern, wer die Stimmen zählt.“ Der Wortlaut eines Archiv-Dokuments bedarf immer noch einer quellenkritischen Bewertung und historischen Kontextualisierung, ehe er zu einer geschichtlichen Aussage berechtigt. Diese Binsenweisheit aus dem historischen Proseminar wird von Historikern wie Getty immer wieder ignoriert, die meinen, die Geschichte „aus den Archiv-Dokumenten“ erzählen zu können.

Angesichts der zentralen Bedeutung, die das von Getty behandelte Thema in der *Anatomy of Terror* hat, trägt die Behandlung des Gesamtthemas in diesem Band schwer daran, dass der Beitrag so weitgehend in die Irre führt. Unter den behandelten Themen des Bandes ist kein einziges den sog. „nationalen Operationen“ gewidmet, die mit 335.000 Opfern fast die Hälfte der gesamten Massenoperationen ausmachten

und mit einer Tötungsrate von ca. 75 % der Verhafteten das Höchstmaß an Brutalität aufwiesen. Da erscheint es fraglich, ob in diesem „Reader“ überhaupt die Dimensionen des Stalinschen Terrors durchschritten werden, bevor seine „Anatomie“ unter allerhand interessanten Aspekten interpretiert wird.

Benno Ennker, Tübingen/St. Gallen

LAURIE R. COHEN: Smolensk under the Nazis. Everyday Life in Occupied Russia. Rochester, NY: University of Rochester Press, 2013. XIII, 364 S. ISBN: 978-1-58046-469-7.

Dieses Buch hat eine lange Geschichte: In ihrer Einleitung berichtet Cohen davon, wie sie 2000 in Smolensk Oral History-Interviews dafür durchgeführte. Allerdings beschränkt sich ihre Studie nicht nur auf diese Quellengattung, ganz im Gegenteil hat sie die einschlägigen Archive in Russland und Deutschland, und mithin Provenienzen von Opfern und Tätern, ausgewertet. Die Aussagen der insgesamt nur fünf Gesprächspartner werden trotzdem in den Mittelpunkt gerückt, obwohl die Frage nach der Repräsentativität dieser doch wenigen Interviews weder gestellt noch implizit beantwortet wird.

Unabhängig davon kann Cohen eine ganze Reihe von Aspekten abhandeln, die im weitesten Sinne der Alltags- und Sozialgeschichte zuzuordnen sind, etwa Arbeit, Essen, Wohnen, Schulbesuch und Kultur. Dies alles geschah in den Jahren zwischen 1941 und 1943 freilich in der Extremsituation der deutschen Besatzung. Deren Folgen werden mit den gewissermaßen ‚klassischen‘ Themen wie Deportationen zu Zwangsarbeit, Beraubung, dem Umgang mit Kriegsgefangenen und Holocaust ebenfalls untersucht, wobei stets mitgedacht wird, inwieweit das Geschehen in einer vormals stalinistischen Stadt eine Art von Normalität – und damit einen Gewöhnungseffekt – evozierte. Zudem interessiert sich Cohen nicht nur für die russischen und jüdischen Einwohner der Stadt, sondern auch für Minderheiten wie Polen oder Roma.

Diese Wahrnehmungsgeschichte ist ein Vorzug des Buches, der insbesondere bei der Analyse von deutscher Propaganda und deren Wirkung zum Tragen kommt. Gestützt auf die maßgebliche Studie von Babette Quinkert (BABETTE QUINKERT: Propaganda und Terror in Weißrußland 1941–1944. Die deutsche „geistige“ Kriegführung gegen Zivilbevölkerung und Partisanen. Paderborn 2009) kann Cohen beispielsweise den Fund und die spätere propa-

gandistische Inszenierung der vom NKVD ermordeten polnischen Offiziere im wenige Kilometer vor der Stadt gelegenen Katyn' in diesen Rahmen einordnen: Demnach glaubten die von ihr interviewten Bewohner nicht, dass die Deutschen die Wahrheit über die Morde verbreiteten.

Im Generalkommissariat Weißruthenien, dem die Deutschen Smolensk zuschlugen, gab es außerdem Bestrebungen, die Bevölkerung für die Kollaboration zu gewinnen. Cohens Gesprächspartner nahmen die Zusammenarbeit mit den Okkupanten für ihre Stadt recht differenziert wahr und schätzten sie keinesfalls als Massenphänomen ein. Ihre retrospektive Beurteilung verkennt dabei aber nicht, dass insbesondere die Juden durchaus darunter zu leiden hatten. Viel bemerkenswerter als diese auch von der Forschung so bewertete Situation ist die Feststellung, dass den Interviewten die Partisanen, deren Mythos von der Sowjetunion nach dem Krieg so zelebriert wurde, als wenig zahlreich und schwach galten.

In vielerlei Hinsicht liefert die Studie das, was man von einer Stadtgeschichte erwartet. Andererseits bleibt der Eindruck, dass Themen oftmals nur der Vollständigkeit halber abgehandelt werden, denn einzelne Unterkapitel sind häufig nur zwei bis vier Seiten lang und die darin enthaltenen Informationen dürftig; nur selten ist so etwas wie eine ‚dichte Beschreibung‘ zu beobachten. Das gilt beispielsweise für die Geschlechterverhältnisse, deren Analyse das Buch mehr ankündigt als tatsächlich durchführt. Zwei Seiten zu Vergewaltigungen und später noch einmal 14 Seiten zu Sexualität einerseits und den Beziehungen zwischen Jung und Alt andererseits liefern kaum tief schürfende Erkenntnisse.

Das liegt zum großen Teil an der ungünstigen Quellenlage, denn Smolensk wurde durch den Krieg stark zerstört, und von den ursprünglich 156.000 Einwohnern vor dem Krieg erlebten nur 20.000 bis 40.000 die Befreiung im September 1943 auch in der Stadt; 87.000 Ostarbeiter aus der Region waren zu diesem Zeitpunkt noch im Deutschen Reich eingesetzt. Während schlicht zu wenig Menschen überhaupt Zeugnisse hinterlassen haben, hatte Smolensk

für die beiden Kriegsgegner vor allem eine historisch-symbolische Bedeutung; es war allerdings kein bedeutender Industriestandort und rechtfertigte daher keine gesteigerte Aufmerksamkeit, die sich in einer größeren Quellenproduktion niedergeschlagen hätte. Cohens Rückgriff auf Oral History ist grundsätzlich sehr zu begrüßen, zumal diese gerade bei einer Mikrohistorie oft ergiebig ist, aber die wenigen Gesprächspartner schränken die Möglichkeiten deutlich ein. Zwar erlauben sie durch ihr konstantes Vorkommen im Buch eine personalisierte Geschichtsschreibung, aber eben keine substantielle Quellengrundlage, aus der tiefer geschöpft werden könnte.

Die sowjetischen Ermittlungsakten aus der Nachkriegszeit, die ebenfalls herangezogen werden, schaffen nur bedingt Abhilfe. Dafür bieten sie einen spannenden Einblick in die Zeit unmittelbar nach der Befreiung, in der es tendenziell weniger Bemühungen um Gerechtigkeit gab, als vielmehr eine Geschichtspolitik hin zu einer Re-Stalinisierung der Stadt. Raum und Zeit für die eigene Trauer blieb den Überlebenden nicht, stattdessen wollten die Sowjets die letzten Reserven für die noch nicht beendete Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus mobilisieren. Die justizielle und emotionale Aufarbeitung von deren Herrschaft wurde daher zugunsten des Versprechens einer strahlenden kommunistischen Zukunft weitgehend unterlassen.

Doch trotz eines übergreifenden Blicks auf Smo-

lensk und sein Einwohner bleibt am Ende der Eindruck, vor allem etwas über die Ereignisgeschichte gelernt, aber nur wenige Analysen gelesen zu haben, die inhaltlich oder argumentativ wirklich Neues bieten. Unklar ist vor allem, inwieweit Smolensk gegenüber anderen Städten in der Sowjetunion besonders bzw. typisch war. Die über die Zäsuren von 1939/1941/1945 hinausweisenden Studien etwa von Felix Ackermann zu Grodno, von Christoph Mick zu Lemberg oder von Jörg Ganzenmüller zum belagerten Leningrad (FELIX ACKERMANN: Palimpsest Grodno. Nationalisierung, Nivellierung und Sowjetisierung einer mitteleuropäischen Stadt 1919–1991. Wiesbaden 2010; CHRISTOPH MICK: Kriegserfahrungen in einer multiethnischen Stadt. Lemberg 1914–1947. Wiesbaden 2010; JÖRG GANZENMÜLLER: Das belagerte Leningrad 1941–1944. Die Stadt in den Strategien von Angreifern und Verteidigern Paderborn 2007) hätten zum Vergleich eingeladen und die Perspektive deutlich erweitert, denn sie lieferten in den letzten Jahren wichtige Erkenntnisse zur multiethnischen Historie osteuropäischer Städte im „Zeitalter der Extreme“. Leider werden sie hier nicht rezipiert. So ist Cohens Buch wohl vor allem für diejenigen von Interesse, die selbst vergleichend zur Stadtgeschichte forschen oder sich speziell für Smolensk interessieren.

Stephan Lehnstaedt, Warschau

Kollaboracionizm v Sovetskom Sojuze 1941–1945. Spravočnik po fondam RGVA. Sostaviteli: A. E. Zabelin, V. I. Korotaev. Moskva: Rosspeñ, 2014. 166 S., Abb., Tab. ISBN: 978-5-8243-1849-4.

Inhaltsverzeichnis:

<http://bvbr.bib->

[bvb.de:8991/exlibris/aleph/a21_1/apache_media/UH9JQGGC8XFVMYCQX24GJAJPBSA6HS.pdf](http://bvbr.bib-bvb.de:8991/exlibris/aleph/a21_1/apache_media/UH9JQGGC8XFVMYCQX24GJAJPBSA6HS.pdf)

Der Zweck des Sammelbandes besteht offenbar darin, mit der Geschichte und den Beständen des Sonderarchivs im Militärarchiv, soweit es die Kollaboration betrifft, bekannt zu machen. Das Sonderarchiv, also das Archiv der Beutematerialien aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges, seit 1992 unter dem amtlichen Namen *Zentrales Depot der historisch-dokumentarischen Sammlungen*, ist 1999 ins Militärarchiv eingegliedert worden (*Central'noe chranilišče istoriko-dokumental'nykh kollekcij*). Zur Geschichte und zu den Beständen vgl. neben dem Eintrag bei Wikipedia vor allem: Das Sonderarchiv des Russischen Staatlichen Militärar-

chivs, in: Bulletin Nr. 2 (2008), auf: www.dhi-moskau.de/fileadmin/pdf/Publikation/DHIM-Bulletin_2.pdf [letzter Zugriff: 19. 04. 2014] sowie Das „Sonderarchiv“ beim Staatlichen Militärarchiv Moskau – Informationsseite von Sebastian Panwitz, auf: www.sonderarchiv.de/index_2.html [letzter Zugriff: 19. 04. 2014]. In der Einleitung stellt der stellvertretende Direktor des Kriegsarchivs V. I. Korotaev die Geschichte und Nutzung des Sonderarchivs seit seiner Entstehung 1945/46 vor. Die Zusammenstellung der Sammlung von erbeuteten Archivalien war offenbar chaotisch, seine Erfassung, Registrierung und die Erstellung von Findbüchern dauerten bis in die siebziger Jahre. Die Materialien waren zuvor hauptsächlich vom Innenministerium, d. h. dem Staatssicherheitsdienst und der Kriegsgefangenenverwaltung, für Auskünfte aller Art genutzt worden. Darunter fiel nicht zuletzt die Erfassung und Strafverfolgung von NS-Kriegsverbrechern. Auskünfte wurden auch erteilt für Prozesse gegen NS-Verbrecher in der DDR und Bundesrepublik Deutschland. Nach 1991 lieferte das Archiv, nun allgemein zu-

gänglich für Historiker im In- und Ausland, Material und Daten für Ausstellungen und Publikationen über Kriegsgefangene, über Katyn und die Kollaboration in den besetzten Territorien der UdSSR. Besonders intensiv ist in den letzten Jahrzehnten die Zusammenarbeit mit dem Roten Kreuz, dem Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge, der Zentralen Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen in Ludwigsburg sowie mit der Stiftung Sächsischer Gedenkstätten gewesen, um nur deutsche Institutionen zu nennen. Es ging im wesentlichen um Datenerhebung und -sammlung über verschollene, gefallene und in der Kriegsgefangenschaft verstorbene Soldaten auf deutscher und sowjetischer Seite.

Das Sonderarchiv behielt allerdings nicht alle seinerzeit erbeuteten Materialien. Zu unterschiedlichen Zeiten wurden Bestände an Regionalarchive in der UdSSR, an die Volksrepubliken, später auch an Frankreich, Norwegen, die Beneluxstaaten und Österreich zurückgegeben. Wie bekannt, scheiterten Verhandlungen über die Rückgabe der Archivalien an Deutschland (und Polen). Ein Problem bleibt bis heute offenbar die angeblich mangelnde Sprachkompetenz russischer Archivare. Daran soll u.a. die Erschließung, Erfassung aller Materialien und die Erstellung neuer Findbücher gescheitert sein.

Der zweite Teil, von Zabelin zusammengestellt, enthält eine Liste der von deutscher Seite aufgestellten einheimischen bewaffneten Verbände, der sog. Fremden Heere Ost, und kollaborierender Organisationen (S. 26–55). Des weiteren wird eine Liste der unter deutscher Besatzung herausgegebenen Zeitschriften und Zeitungen (S. 56–72) präsentiert, ergänzt durch Photos und Abbildungen von Soldaten, Zeitungen und Zeitschriften, Auszeichnungen etc.

Der letzte umfangreichste Teil enthält Dokumente über die Aufstellung und vereinzelt über den Einsatz einheimischer Verbände (S. 73–80). Einige Dokumente dienen offenbar der Information von

Wehrmachtsstellen über die Geschichte, Sozialstruktur und vermutete politische Einstellung und über Stimmungen vor allem kaukasischer, tatarischer u. a. „Hilfsvölker“, die als Reservoir für Rekrutierungen und den antisowjetischen Einsatz dienen sollten (S. 80–98, 110–123). Von besonderem Interesse als Zeugnis subjektiver Wahrnehmung ist der Bericht eines Übersetzers, der wohl auch als Ausbilder tätig wurde (S. 124–134). Des Weiteren werden in Dokumenten sehr unterschiedliche Aspekte der Besatzung und Kollaboration wie der Umgang mit Überläufern, „Hilfswilligen“ und Soldaten präsentiert.

Der zweite Teil macht einen etwas ratlos. Er bietet ein buntes Kaleidoskop von Dokumenten über Kollaboration bzw. über die deutschen Erwartungen an die einheimische Bevölkerung vor allem der nicht-russischen Gebiete. Die Dokumente liefern Einblicke in die Heterogenität der Situationen und Erwartungen. Aber es entsteht kein klares Bild über die deutsche Politik. Die Kollaborateure werden nur aus der Sicht der deutschen Stellen als quantitative und kollektive Größen präsentiert. Man weiß auch nicht, nach welchen Kriterien die Dokumente ausgewählt worden sind, warum das Schwergewicht auf den kaukasischen und tatarischen Völkern liegt, obwohl bewaffnete Verbände, wie die Liste der „Legionen“ zeigt, aus allen Völkern der besetzten Gebiete rekrutiert wurden.

Die Teile des *spravočnik*, welche über die Geschichte des Sonderarchivs und die Nutzung seiner Bestände informieren, ebenso wie die Liste der Publikationen und der bewaffneten Verbände, sind sehr nützlich. Die übrigen Dokumente liefern zufällige Einblicke in Aspekte der Kollaboration aus Sicht der Besatzer. Dem deutschen Leser, der einigermaßen vertraut ist mit der deutschen Besatzungspolitik und den vielen Aspekten von Kollaboration, seit den letzten Jahren auch auf der Grundlage russischer Literatur, liefern die Dokumente wenig Neues.

Dietrich Beyrau, Tübingen

Die rote Traumfabrik. Meschrabpom-Film und Prometheus 1921–1936. Hrsg. von Günter Agde / Alexander Schwarz. Berlin: Bertz und Fischer, 2012. 264 S., 223 Abb. ISBN: 978-3-86505-214-8.

Inhaltsverzeichnis:

<http://d-nb.info/1017418640/04>

Nicht viel ist über den Entstehungskontext russischer Klassiker der Filmgeschichte wie z.B. *Aelita*

(Aelita, 1924) von Protazanov, *Mat'* (Die Mutter, 1926) und *Konec Sankt-Peterburga* (Das Ende von St. Petersburg, 1927) von Pudovkin sowie *Dom na Trubnoj* (Das Haus in der Trubnaja-Straße, 1928) von Barnet bekannt, obwohl russische Filmschaffende das Medium Film von dessen Anfängen an entscheidend und nachdrücklich prägten. Hierzu zählen z. B. Kulešov mit seinem Effekt, Dziga Vertov mit seinen ästhetischen Konzepten und allen voran natürlich Sergej Ejzenštejn, dessen Konzept der Montage der Attraktionen die Montagetechnik bis heute maßgeb-

lich beeinflusst hat.

Im Rahmen der Berlinale 2012 Retrospektive sollte diese Lücke der Filmgeschichte geschlossen werden, mit besonderem Blick auf deutsch-(sowjet-)russische Beziehungen. Hinter den filmischen Kulissen der oben genannten Filme verbirgt sich nämlich eine einzigartige deutsch-russische Unternehmung oder das erste Joint-Venture, wie es JEKATERINA CHOCHLOWA nennt: die Meschrabpom Produktionsgesellschaft, die in Moskau etabliert wurde und in Berlin ihren Sitz hatte. Das Deutsche Historische Institut in Moskau hat hierzu im März 2011 in Kooperation mit der Deutschen Kinemathek Berlin eine Konferenz durchgeführt, aus der der Sammelband *Die rote Traumfabrik. Meschrabpom-Film und Prometheus 1921–1936* mit Beiträgen von Historikern, Filmwissenschaftlern und Experten des Staatlichen Archivs für Kinofotodokumente in Krasnogorsk und dem Moskauer Filmmuseum hervorging. Zudem entstand eine gleichnamige Filmausstellung und -reihe (*Meschrabpom: The Red Dream Factory*) im Museum of Modern Art (MoMA) in New York (April 2012).

In den Fokus genommen werden nicht nur der soziokulturelle, ökonomische und politische Austausch und die Kooperation beider Länder, sondern auch die treibenden Personen und die gegenseitigen ästhetischen Einflüsse. Die jeweiligen Beiträge sind knapp gehalten, qualitativ alle auf hohem Niveau. Zusammen mit Bild-, Poster- und Filmmaterial aus dieser Zeit gewähren sie einen einzigartigen Einblick in den Kontext des Filmemachens der zwanziger und dreißiger Jahre und zeigen gesellschaftliche wie internationale Zusammenhänge auf.

Es wird eine große Bandbreite an Themen und Perspektiven geboten, die lediglich angerissen und nicht vertieft werden, was für den Zweck dieses Buches vollkommen ausreichend ist. Ein kleiner Kritikpunkt wäre dennoch, dass man sich als Leser eine Einordnung oder (thematische, chronologische, etc.) Sortierung der 13 Essays wünscht. Die Titel sind nämlich nicht immer hilfreich. Wie jede Kunst reflektiert der Film wechselnde Zusammenhänge, was eine strikte Sortierung erschwert. Die Essays lassen sich grob in zwei Kategorien sehen: 1. Blick auf die wirtschaftlichen und technischen Grundlagen des Mediums, d. h. auf die Infrastruktur und 2. Analyse wichtiger politischer, soziokultureller und ästhetischer Aspekte der Kunst, d. h. ihrer Struktur.

Was die Infrastruktur anbelangt, so schildert ALEXANDER SCHWARZ in *Von der Hungerhilfe zum roten Medienkonzern*, wie es zu dem Namen *Meschrabpom* kam: die Abkürzung bedeutet übersetzt Internationale Arbeiterhilfe (IAH), die als Hilfe für Hungernde

an der Volga gedacht war. Aus von Willi Münzberg vorangetriebenem filmischen und propagandistischen Dokumentationsmaterial bzw. Hungerhilfefilmen entwickelten sich wirtschaftliche Beziehungen, die von „zollbefreite[m] bilaterale[n] Filmhandel bis zum russlandweiten Rohfilmgeschäft, von proletarischer deutscher Filmproduktion bis zum weltweiten Verleihnetz“ reichten. Der nächste Essay von ALEKSANDR DERJABIN behandelt den leidenschaftlichen Einsatz des russischen Filmproduzenten Moisej Alejnikov für seine Meschrabpom-Firma. WOLFGANG MÜHL-BENNINGHAUS schreibt *Zur Geschichte von Prometheus-Film GmbH und Film-Kartell Weltfilm: Produktion, Verleih, Finanzierungen* und richtet somit den Blick auf Deutschland und auch auf deutsche Spielfilme. Mit den nächsten drei Beiträgen rücken technische Neuerungen und deren Einfluss auf das „Image einer innovativen und attraktiven Produktionsfirma“ (S. 101) in den Fokus. VALÉRIE POZNER beschreibt *Die Einführung des Tonfilms bei Meschrabpom-Film* und WIKTOR BELJAKOW erläutert in seinem Essay *Auftrag und Risiko: Farbe im Film* die Einführung des Farbfilms. Er beschreibt auch, wie die in den sowjetischen Strukturen begünstigte Lage von Meschrabpom ein gewisses Maß an selbstständiger und innovativer Arbeit erlaubte. RALF FORSTER widmet sich der Animationsfilmgeschichte und siedelt die Animationsfilme der Meschrabpom qualitativ auf internationalem Niveau an.

In der zweiten thematischen Kategorie, der der Struktur, also der soziokulturellen, politischen wie auch ästhetischen Aspekte des Films, ließe sich RAINER ROTHERS Beitrag zur Rezeption sowjetischer Filme in der Weimarer Republik einordnen. Während die künstlerisch sehr anspruchsvollen Filme aus dieser Werkstatt das internationale Publikum faszinierten und avantgardistische Filmemacher in Europa inspirierten, wurden auch Filme gedreht, die ihren Schwerpunkt auf Themen des Alltags legten und einen fast ethnologischen Blick auf Russland erlaubten. JEKATERINA CHOCHLOWA konzentriert sich in ihrem Beitrag *Das Studio der Meister: Filme und Schicksale* auf die Personen, die maßgeblich an der Gründung von Meschrabpom beteiligt waren (Moisej Alejnikov, Fedor Ozep und Jurij Šeljabuškij) und die Rolle des Künstlerkollektivs RUS. Im nächsten eher filmästhetischen Beitrag *Im Widerstreit der Bilder. Utopien und Topoi* präsentiert GÜNTER AGDE das „ikonographische Geflecht der Zeit“ wie auch die prägenden Bildwelten, die in dieser „revolutionären“ Zeit entstanden. Was die Filme des Meschrabpom-Studios im Vergleich zur Ufa und zu internationalen Filmen auszeichnet, war der Dokumentarfilm und

die darin enthaltene politische und sozialistische Propaganda, ein Thema das ALEXANDER SCHWARZ in seinem Essay *Von Glühbirnen und Gletschern, Kombinationen und Kaffeesklaven: Ein Überblick über die Dokumentarfilm-Produktion* ausführt. Eine weitere Gattung, die in dieser Zeit besonders für Russland spezifisch war, ist der Kulturfilm. In einer Zeit, in der die Künste zweckmäßig politisiert wurden, diente der Kulturfilm der Volksaufklärung und der (Um-)Erziehung der Gesellschaft, worauf BARBARA WURM in ihrem Essay eingeht. In einem weiteren Essay widmen sich ALEXANDER SCHWARZ, VALÉRIE POZNER und THOMAS TODE den *Aktivitäten in den USA, in Frankreich und in Österreich*.

Der Band ist sowohl für Wissenschaftler wie auch für den allgemein Film- und Geschichtsinteressierten

wertvoll: Für den einen ist er eine thematische Fundgrube und ein Nachschlagewerk historischer Quellen (am Ende des Buches gibt es eine Filmographie der 574 von Meschrabpom produzierten Filme, die nach Entstehungsjahr und alphabetisch nach ihrem Originaltitel aufgelistet sind, dazu ein ausführliches Personenverzeichnis wichtiger Akteure, eine übersichtliche und vergleichende Chronik relevanter Ereignisse beider Länder und Kopien wichtiger Materialien und Leitdokumente für die Gründung und Entwicklung dieses besonderen binationalen Zusammenschlusses aus den Moskauer Archiven). Für andere stellt das Buch eine wissenschaftlich begleitete Zeitreise in einen unbekannten Raum der Filmgeschichte dar.

Sandra Evans, Tübingen

ANNE APPLEBAUM: Der Eiserne Vorhang. Die Unterdrückung Osteuropas 1944–1956. Aus dem amerikanischen Englisch von Martin Richter. Berlin: Siedler, 2013. 639 S., Abb., 2 Ktn. ISBN: 978-3-8275-0030-4.

In ihrem neuen Buch schildert Anne Applebaum, wie die kommunistischen Parteien in den Satellitenstaaten der Sowjetunion nach 1945 die Macht erlangten und festigten. Die besondere Stärke des Buches liegt darin, dass die Autorin mehrere osteuropäische Staaten vergleichend in den Blick nimmt. In den einzelnen Kapiteln geht es immer wieder um die Volksrepublik Polen, Ungarn und Ostdeutschland. Am Rande werden die Sowjetunion und die Tschechoslowakei abgehandelt. Applebaum erzählt die Geschichte dieser Länder in der stalinistischen Phase sehr packend, und ihr Buch ist zwar nicht voll von Neuheiten, so doch von vielen interessanten Einzelheiten.

Die Autorin schöpft aus einer enormen Fülle an Literatur. Darüber hinaus hat sie in Moskau, Warschau, Berlin und Budapest in Archiven geforscht und in Polen, Deutschland und Ungarn fast 100 Zeitzeugen interviewt. Dies ist schon aus sprachlichen Gründen alles andere als selbstverständlich. In Berlin und Budapest griff die Autorin auf Übersetzer zurück; polnische und russische Quellen erschloss sie eigenständig.

Das Buch ist in zwei Hauptteile gegliedert: Der erste Teil behandelt die Frühphase des Stalinismus und der zweite den Hochstalinismus. In den einzelnen Kapiteln des ersten Teils geht es um die Stunde Null, die Akteure in den kommunistischen Parteien, um Polizisten und Gewalt, um ethnische Säuberun-

gen, um die Jugend, das Radio, die Politik und die Wirtschaft. Der zweite Teil ist den Systemgegnern, dem *Homo Sovieticus*, dem sozialistischen Realismus, dem Städtebau, den Kollaborateuren und dem Ende der stalinistischen Phase gewidmet.

Die Erlangung der Macht war für die kommunistischen Parteien in den behandelten Ländern von Anfang an auf Gewalt gestützt. Besonders bedeutsam war dafür, dass die Kommunisten die Sicherheitsorgane kontrollierten. In Ungarn, der Tschechoslowakei oder Ostdeutschland hielten die kommunistischen Parteien 1946 die politische Macht noch nicht allein in den Händen. Aber dafür kontrollierten sie die Geheimpolizeien und hatten somit überproportionalen Einfluss auf die politische Entwicklung (S. 153).

Neben dem Sicherheitsapparat versuchten die Kommunisten die Medien zu beherrschen. Wichtig war dafür der Rundfunk, den sie schnell unter ihre Kontrolle zu bringen versuchten. Etwas mehr Freiheiten gab es zeitweise bei der gedruckten Presse, doch unerwünschte Organe wurden bei der Papierzuteilung klein gehalten.

Interessanterweise beabsichtigten die Funktionäre der kommunistischen Parteien allerdings zunächst, Wahlen abzuhalten. Ja, sie waren sogar fest überzeugt, diese zu gewinnen. Doch recht bald mussten sie einsehen, dass sie keine Mehrheiten erlangen konnten, und gingen folglich dazu über, Wahlergebnisse zu fälschen. Wichtige Wendepunkte waren die ersten Wahlen in Ungarn 1945, die Berliner Kommunalwahlen 1946 sowie das Referendum 1946 in Polen.

Ein weiterer Einschnitt war das Jahr 1948, in dem die Verbündeten der Sowjetunion alle Versuche auf-

gaben, Legitimität durch Wahlen zu gewinnen, und die Tolerierung jeder Form von echter Opposition stoppten. Es begann die Phase des Hochstalinismus (S. 303). Applebaum beschreibt in mehreren Kapiteln, wie nun neben der veröffentlichten Meinung auch die Kunst, die Architektur, der Städtebau und überhaupt der Mensch vollkommen auf das politische System ausgerichtet wurden. Die öffentliche Sphäre wurde so gründlich bereinigt, „dass ein Tourist in Warschau, Budapest oder Ost-Berlin [...] Anfang der 50er Jahre keine wie auch immer geartete politische Opposition bemerkt hätte.“ (S. 471)

Drückte diese Form der totalen Herrschaft den Gesellschaften der osteuropäischen Länder nachdrücklich ihren Stempel auf? War die totale Propaganda in den Köpfen der Menschen erfolgreich? Ap-

plebaum weist dies am Ende ihres Buches in Abgrenzung zu Hannah Arendt zurück. Mit Blick auf die Revolten am 17. Juni 1953 in Ost-Berlin und im Oktober 1956 in Ungarn, sowie auf die Ereignisse in Polen im Herbst 1956 schließt sie ihr Buch und schreibt: „Menschen werden nicht so leicht zu ‚totalitären Persönlichkeiten‘. Sogar wenn sie vom Kult eines Führers oder einer Partei verhext scheinen, kann der Schein täuschen. Und selbst wenn es scheint, als ob sie voll und ganz der absurdesten Propaganda zustimmen, selbst wenn sie bei Aufmärschen mitlaufen, Parolen skandieren und singen, dass die Partei immer recht hat, kann der Bann plötzlich, unerwartet und auf dramatische Weise gebrochen werden.“

Hans-Christian Dahlmann, Hamburg

ANNA MOSKAL: Im Spannungsfeld von Region und Nation. Die Polonisierung der Stadt Posen nach 1918 und 1945. Wiesbaden: Harrasowitz, 2013. XIV, 298 S., 14 Abb. = Studien zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Ostmitteleuropas, 23. ISBN: 978-3-447-06755-3.

Diese mikrohistorische Arbeit ist aus einer bei Philip Ther an der Viadrina-Universität (Frankfurt/Oder) verteidigten Dissertation hervorgegangen. Sie ist im Rahmen eines größeren Forschungsprogramms entstanden, weswegen sich Moskal punktuell beispielsweise auf die Ergebnisse der Forschungsarbeit über die Slovakisierung von Bratislava beziehen kann.

Beabsichtigt war ein „diachroner Vergleich der beiden Nachkriegsperioden“ (S. 4). Die Verfasserin fokussiert dabei eine ‚Grenz‘-Kommune, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts dreimal ihre staatliche Zugehörigkeit gewechselt hat, was zu einem Wechselspiel zwischen den von der Stadt und dem jeweiligen Staat verfolgten Germanisierungs- und Polonisierungsprogrammen führte. In der Analyse geht es nicht nur um die horizontale Ebene (das Verhältnis ethnischer oder konfessioneller Gruppen untereinander), sondern auch um die vertikale (die Beziehung zwischen der Kommune und der Region und dem Staat, S. 6). Deswegen werden nicht nur die deutsch-polnischen, sondern auch die innerpolnischen Beziehungen berücksichtigt, beides in einem wohl austarierten Verhältnis. Durch die Einbeziehung der innerpolnischen Rivalitäten (nicht nur mit Warschau, sondern auch mit Breslau und Stettin) kann die Verfasserin manche Entwicklungen in der Region besser erklären, z.B. den Zusammenhang zwischen der angestrebten Modernität und „dem

Deutschtum“, das lokal nun denationalisiert als eine Form der Europäizität verstanden werden konnte (S. 83, 136, 147, 158–159). Im Falle der modernen Architekturobjekte konnte deren Entdeutschung durch eine (geringfügige) Abänderung des dekorativen Kostüms oder aber durch Veränderung ihres urbanen Kontextes mit den „Gegenbauten“ erfolgen (Fallstudie: Die Posener Messe).

Von der Annahme ausgehend, dass der Posener öffentliche Raum in einem besonderen Maße von konkurrierenden Nationalismen geprägt sein müsse, macht die Verfasserin die jeweiligen kulturellen Aneignungsstrategien zuerst sichtbar, um sie dann auf ihre beabsichtigte wie auch ihre tatsächlich erzielte Wirkung bzw. Rezeption zu analysieren. Während sich Moskal bei der Analyse der Zwischenkriegs- und der Besatzungszeit auf zahlreiche Vorarbeiten stützen kann, ist ihre Bearbeitung der Nachkriegsgeschichte eine Pionierleistung. Sie konstatiert für diese Periode eine radikale Beschneidung der kommunalen Kompetenzen und den Sog des „Volks“-Zentralismus, die den allgegenwärtigen Regionalismus zwar zu überdecken, jedoch nicht auszuradieren vermochten.

Im Hintergrund der Analyse steht die kritische Beobachtung von Markus Krzoska, „dass in der Stadtgeschichtsforschung gerne pauschalisierend auf nationale Konflikte verwiesen wird, obwohl diese gar nicht vorhanden oder weit entfernt davon waren, für die Gesamtbevölkerung repräsentativ zu sein“ (S. 135). Das analytische Gerüst von Roger Brubaker strukturiert die Arbeit. Moskal sieht die Brubaker-These bestätigt, „dass ein hohes Maß an Gruppenzugehörigkeitsgefühl („groupness“) oft eher die Folge eines bestimmten Konflikts als die ihm zugrunde lie-

gende Ursache ist: Im Posener Fall nahm das Bedürfnis nach nationaler Distinktion mit der Gründung eines eigenen Nationalstaates ab, gleichzeitig jedoch wuchs angesichts der innerpolnischen Konflikte und Unterschiede das Regionalbewusstsein“ (S. 37–38). Das gleiche gilt für Burbakers Warnung vor „overethnized interpretations“ (S. 263).

In Anlehnung an die Begrifflichkeit von Till van Rahden könnte man für Posen und Großpolen vielleicht eine „situative Ethnifizierung“ diagnostizieren. Indem die Verfasserin die Eigentumsverhältnisse und die finanziellen Verpflichtungen der Kommune näher betrachtet, kann sie manche Konflikte tatsächlich „entnationalisieren“. So schildert sie für die ersten Jahre nach dem Ersten Weltkrieg eine pragmatische, friedliche Einstellung der polnischen Kommunalverwaltung gegenüber den deutschen Bediensteten, womit sich der Magistrat Entschädigungs- und Rentenansprüche zu ersparen suchte (S. 53 ff.). Wenig später verweist sie allerdings auf eine anders gelagerte Situation im Immobiliengeschäft der Zwischenkriegszeit, wo die Nationalität des Käufers über seine Erwerbschancen entschied (S. 56–59).

Die Verfasserin kann ihre Untersuchung auf die gut erhaltenen Archivbestände der Posener Stadtverwaltung stützen. Sie hat drei besonders repräsentative Bereiche der kommunalen Gestaltungskompetenz gewählt: die der Messe (und hier besonders der Allgemeinen Landesausstellung von 1929), der Theater (besonders der Oper) und der Friedhöfe. Während

die beiden ersten Bereiche inzwischen in der Stadtforschung gut etabliert sind, beschritt Moskal mit ihrer Bearbeitung von beziehungsorientierter Friedhofsgeschichte ein historiographisches Neuland, wobei ihre Wahl durch die Ballung der verschieden gelagerten „Friedhofskonflikte“ zwischen den unterschiedlichen Verwaltungsinstanzen, Kirchen und Gesellschaften bestätigt wird (S. 9). Durch Einbeziehung des deutschen und europäischen Kontextes diagnostiziert die Verfasserin auch in diesem Falle eine nachträgliche Ethnifizierung des eigentlichen Modernisierungskonfliktes.

Kritisch ist zu bemängeln, dass im Literaturverzeichnis der Name eines besonders verdienten Doyens der polnischen Regionalismusforschung, des verstorbenen Roman Wapiński, fehlt: Seine Thesen werden weder erwähnt noch hinterfragt. Außerdem wundert es einen, dass bei der Presseanalyse nach 1948 eventuelle Eingriffe der Zensur überhaupt nicht in Betracht gezogen wurden.

Positiv ist die Ästhetik des Bandes hervorzuheben: das Buch wurde von Moskal mit von ihr selbst aufgenommenen schlichten Schwarzweiß-Fotos auf eine sehr gelungene Art bebildert. Ich hätte mir jedoch außer der publizierten Friedhofsskizze noch Stadtpläne gewünscht, die die Lage der besprochenen Objekte und ihre im Werk analysierte Beziehung zueinander visualisiert hätte.

Hanna Kozłowska-Witt, Rostock

DIERK LUDWIG SCHAAF: Der vertuschte Verrat. Churchill, Stalin und der Tod Sikorskis. Osnabrück: fibre, 2013. 223 S. ISBN: 978-3-938400-95-1.

Die richterliche Entscheidung über die Ursachen der Flugzeugkatastrophe von Gibraltar, so der Name der Untersuchung des Instituts des Nationalen Gedenkens (IPN), ist seit dem 30. März 2014 rechtsgründig. Nach einer rund fünfjährigen Beweisaufnahme, im Zuge derer die Leiche des Protagonisten des vorliegenden Bandes exhumiert worden war, erklärte der leitende Staatsanwalt Marcin Gołębiewicz der Warschauer Abteilung des IPN im Dezember 2013, ohne jeden Zweifel könne ausgeschlossen werden, dass General Władysław Sikorski bereits vor dem Abflug von Gibraltar einem Verbrechen zum Opfer gefallen sei. Am 4. Juli 1943 stürzte die britische Militärmaschine vom Typ Liberator kurz nach dem Start in das Mittelmeer. Nur der tschechische Pilot Eduard Prchal überlebte den Absturz, als dessen offizielle Ursache

seit der Untersuchung der Regierung Winston Churchill 1943 eine Blockade des Höhenruders galt. Das IPN widersprach zwar nicht den technischen Ursachen für den Absturz, gleichwohl könne weder ausgeschlossen noch bestätigt werden, dass Sabotage im Spiel gewesen sei.

Über das Urteil des IPN hinaus, das als institutionelles Flaggschiff der polnischen Nationalgeschichte bezeichnet werden darf, versucht der Autor des vorliegenden Bandes, ein Komplott des britischen und sowjetischen Geheimdienstes zu rekonstruieren (S. 95–96), und sein Urteil geht eindeutig von einem Mordanschlag auf den Kopf der polnischen Exilregierung aus: „Stalin der Mörder und Churchill der Komplize, das ist unbewiesen und zurzeit nicht mit Dokumenten zu beweisen, aber es ist fast sicher. Diese Antwort ist plausibel, obwohl einige Mosaiksteine fehlen, weil sie vernichtet wurden, wahrscheinlich immer fehlen werden. Falsch ist auf jeden Fall die offizielle britische Version eines Absturzes wegen unauffindbarer technischer Probleme.“

(S. 184). Ziel des Anschlages war es laut dem Verfasser, einer Veröffentlichung über die sowjetische Urhebererschaft des Massakers an mehr als 20.000 Angehörigen der polnischen Armee u. a. in Katyn' bei Smolensk im Frühjahr 1940 zuvorzukommen. Eingeraht von einer gelungenen Allegorie der Anschlagstheorie auf dem Buchumschlag – Foto der Unterzeichnung des Sikorski-Majskij-Vertrags vom Juli 1941, von himmel- bis meerblauer und blutroter Farbe untermalt – entwickelt der Verfasser in acht Kapiteln eine Chronologie der Anschlagstheorie. Hinter *Gibraltar, den 25. Mai 1943* verbirgt sich eine Exposition, die nach einem kurzen Biogramm Sikorskis dessen Beziehungen zu den „Großen Drei“ sowie das Verhältnis zwischen Stalin und Churchill skizziert. Das Kapitel *Gibraltar, den 4. Juli 1943* zeichnet minutiös den Tag des Flugzeugabsturzes nach, gefolgt von einem Abschnitt zur ersten britischen Untersuchung aus demselben Jahr. Der zweite Teil des Buches ist der Interpretation der Ereignisse gewidmet. Im Kapitel *Stalins Mann in London* verbindet der Autor die Koinzidenz der Ereignisse – den Tag des vermuteten Anschlages und die Anwesenheit des sowjetischen Botschafters in London, Ivan Majskij, sowie des Chefs der britischen Abwehr in Spanien, Kim Philby auf dem Felsen – durch einen Spannungsbogen und folgert: „Es ist nicht bekannt, ob Maïski und Philby in Gibraltar zusammengearbeitet haben. Aber sie wären ein ideales Team gewesen.“ In *Polen nach Sikorskis Tod* wird dieser Verschwörungsplot in eine Reihe neben die Konferenzen von Teheran und Jalta, den Warschauer Aufstand und die

Sowjetisierung Polens gestellt. Eine zweite britische Untersuchung in den späten sechziger Jahren und polnische Untersuchungen in den neunziger Jahren seien ebenfalls ohne Beweise für die Anschlagstheorie geblieben, ehe im abschließenden Kapitel die Komplizenschaft von Stalin und Churchill lediglich rhetorisch hinterfragt wird. Das Szenario, das hier gezeichnet wird ist teilweise recht stereotyp und beschränkt sich auf die Kritik bereits vorhandener Quellen. Was bleibt, ist eine weitere Spielart des Dramas um den polnischen Ministerpräsidenten mit einer eindeutigen Botschaft: So und nicht anders muss es gewesen sein. Ohne neue historische Erkenntnisse wirkt das wie ein apodiktischer Traktat eines polonophilen Autors, der für ein moralisches Recht des polnischen Staates auf die historische Wahrheit im „Fall Sikorski“ plädiert. Nach Ende des Kalten Krieges, so heißt es im letzten Absatz, sollten jenseits der Staatsraison Forschern sämtliche britische Akten offenstehen, das entspräche dem Prinzip von Fairplay und einer Geste der Entschuldigung, die der Verfasser von Moskauer Seite nicht zu erwarten scheint. Eine solche Narration, in dem Katyn' und nicht Gibraltar der zentrale *lieu de mémoire* ist, steht offenbar unter dem Eindruck der Flugzeugkatastrophe von Smolensk 2010. Jedenfalls distanzieren sich der Verfasser nicht vom nationalpolnischen Diskurs zur Tradition der sowjetischen bzw. russischen Polen-Politik, der sowohl Sikorski als auch der russlandkritische Staatspräsident Kaczyński zum Opfer gefallen seien.

Frank Grelka, Frankfurt/Oder

Ordnung und Sicherheit, Devianz und Kriminalität im Staatssozialismus. Tschechoslowakei und DDR 1948/49–1989. Hrsg. von Volker Zimmermann / Michal Pullmann. München: Vandenhoeck & Ruprecht, 2014. 486 S., Abb. = Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum, 34. ISBN: 978-3-525-37308-8.

Inhaltsverzeichnis:

<http://d-nb.info/1051401615/04>

Der Sammelband geht auf die gleichnamige Jahrestagung des Collegium Carolinum zurück, die im November 2011 in Kooperation mit dem Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Karls-Universität Prag abgehalten wurde. Insgesamt wurden 17 Tagungsbeiträge in den Sammelband aufgenommen, die auf Deutsch verfasst bzw. aus dem Tschechischen ins Deutsche übersetzt worden sind.

Die Herausgeber verstehen Ordnung und Sicherheit, Devianz und Kriminalität im Staatssozialismus „als sich wechselseitig beeinflussende Deutungs- und Handlungsfelder“ (S. 2). Der Blick richtet sich deshalb nicht auf die „Dichotomie zwischen Herrschenden und Beherrschten“ (S. 5), sondern auf die konkreten „Interaktions- und Verhandlungsräume, in denen sich die ‚Normalität‘ (de)stabilisierte“ (S. 5). Der Sammelband verfolgt demnach nicht den Ansatz einer Repressionsgeschichte. Vielmehr will er einen Beitrag zur Untersuchung der Gesellschaftsgeschichte im Staatssozialismus leisten und dabei die Möglichkeiten und Grenzen verschiedener Akteure gegenüber der Staatsmacht ausloten.

Die Erforschung von Norm und Devianz erfreut sich seit geraumer Zeit größeren Interesses. Den Herausgebern zufolge liegt in Bezug auf die Tschechoslowakei hier ein Forschungsdesiderat vor, da sich das Interesse bisher vorrangig auf die politische Seite

(Staatssicherheit, politische Justiz und Haft) konzentriert habe. Für die DDR existiert jedoch seit Längerem eine Forschung, die sich mit Themen wie Jugendkriminalität, „Asozialität“, Wirtschaftskriminalität oder der Volkspolizei beschäftigt, weshalb es sich angeboten habe, vergleichende Beiträge aufzunehmen. Diese Herangehensweise ist zwar nachvollziehbar, doch führt der Überhang an Aufsätzen zur Tschechoslowakei sowie die Tatsache, dass viele Beiträge ausschließlich einen Fokus auf eines der beiden Länder legen – Probleme, deren sich die Herausgeber durchaus bewusst sind –, dazu, dass der Anspruch einer vergleichenden Perspektive nur bedingt erfüllt wird. Insgesamt gibt es in dem Sammelband nur vier kontrastiv angelegte Beiträge. Alle anderen richten ihr Augenmerk entweder auf die Tschechoslowakei oder die DDR. Mitunter wird dieses Defizit dadurch wettgemacht, dass Beiträge zu gleichartigen Phänomenen in beiden Ländern – beispielsweise zur Jugenddevianz und zum Punk – Eingang gefunden haben. Andere Themen wie Wirtschaftskriminalität oder Drogenabhängigkeit beziehen sich dagegen ausschließlich auf die Tschechoslowakei. Eine strikt eingehaltene, vergleichende Perspektive hätte durchaus gewinnbringend sein können, zumal eine Reihe von Beiträgen keine wesentlich neuen Erkenntnisse hervorbringt.

Das sehr umfangreiche Werk erlaubt aus Platzgründen leider nur die Besprechung einzelner, eher subjektiv ausgewählter Beiträge. Grundsätzlich unterteilt sich der Sammelband in fünf Themenkomplexe. Den Anfang machen Aufsätze von THOMAS LINDENBERGER, MICHAL PULLMANN und VOLKER ZIMMERMANN, die allgemeine Fragen zu *Ordnung und Sicherheit, Devianz und Kriminalität im Staatssozialismus* erörtern. THOMAS LINDENBERGER (S. 15–38) macht am Beispiel der DDR deutlich, dass kommunistische Machthaber generell als „Sicherheitsfanatiker“ beschrieben werden können, die mittels Prävention ihre eigene Herrschaftsposition zu gewährleisten versuchen (S. 16). Unter dem Eindruck der „Allgegenwart des Gegners“ stehen sie in ständiger Alarmbereitschaft (S. 27), um den öffentlichen Raum zu kontrollieren und damit das Herrschaftsmonopol der Partei zu sichern (S. 36). MICHAL PULLMANN (S. 39–56) skizziert die Bedingungen und Gegebenheiten in der Tschechoslowakei vor und nach 1968. Mit der Konsolidierung bzw. Normalisierung nach 1968 gingen konservative Wertvorstellungen wie Ordnung, sozialistische Gesetzlichkeit oder ruhige Arbeit einher, die die Annahme zur Folge hatten, dass von non-konformen Gruppen und kriminellen Minderheiten (z.B. Roma)

„die Gefahr einer gewaltsamen Störung des friedlichen Alltags“ ausgehe (S. 40). Volker Zimmermann (S. 57–81) setzt sich anschließend mit Kriminalität und Kriminologie im Staatssozialismus auseinander und verweist auf die „Relikt-Theorie“, der zufolge Verbrechen als Überbleibsel der bürgerlichen Gesellschaft betrachtet wurden, die dem Sozialismus an sich wesensfremd seien (S. 65). Die drei Autoren stecken damit hervorragend den Rahmen für die folgende Beiträge ab.

Der zweite Themenkomplex ist der Frage *Sozialistische Ordnungshüter – Polizei und ihre Repräsentationen* gewidmet. Die Autoren demonstrieren hier, wie versucht wurde, Polizisten möglichst volksnah erscheinen zu lassen, um so für sie Vertrauen bei der Bevölkerung zu gewinnen. PETR KOURA (S. 149–192) untersucht in seinem Beitrag die Darstellung von Verbrechen und Polizisten in tschechoslowakischen Kriminalfilmen der 1950er und 1960er Jahre. Dabei stellt er fest, dass die Filme „mit den Strategien der kommunistischen Führung zur Durchsetzung ihrer Vorstellungen von Ordnung und Sicherheit“ in Korrelation stehen (S. 192). Ihre Aufgabe bestand darin, „verschiedene Formen der Störung der sozialistischen Ordnung“ (S. 192) aufzuzeigen, wodurch dem Zuschauer einerseits vermittelt wurde, durch welche Handlungen die Schwelle zum Verbrechen überschritten wurde. Andererseits klärten sie über mögliche Konsequenzen und Strafen, die diese Vergehen nach sich zogen, auf (S. 192). Insgesamt steht in diesen Filmen der heldenhafte kommunistische Ordnungshüter zumeist dem imperialistischen Spion gegenüber, wodurch das Ansehen der Polizei in der Bevölkerung erhöht werden sollte.

Der dritte Block umfasst Beiträge zum Thema *Jugenddevianz und -kriminalität – Gesteuerte Erziehung zum „sozialistischen Menschen“?* MATEJ KOTÁLIK (S. 221–252) analysiert die Erscheinung des *chuligánství* bzw. „Rowdytums“ in der Tschechoslowakei und der DDR zwischen 1955 und 1966. Dabei verdeutlicht er, dass sich die kommunistischen Führungen der Tschechoslowakei und der DDR zumeist auf die „Relikt-Theorie“ beriefen, d.h. Verbrechen als Überbleibsel der bürgerlichen Ideologie auffassten, aber auch Einflüsse aus dem Westen für deren Entstehung verantwortlich machten. Zur Prävention von *chuligánství* und „Rowdytum“ wurden verschiedene Organisationen (Massenorganisationen, Polizei) herangezogen, die teilweise in Konkurrenz zueinander standen und oftmals keine klar definierten Zuständigkeitsbereiche aufwiesen, weshalb das angestrebte Ziel, ein Rückgang von *chuligánství* und „Rowdytum“, nicht erreicht wurde. Zu ähnlichen

Ergebnissen kommt auch CHRISTIANE BRENNER (S. 253–277) in ihrem Aufsatz zur Jugendkriminalität in der Tschechoslowakei der 1980er Jahre. Sie untersucht jugendliche Gewaltexzesse, die im Spätsozialismus an Häufigkeit gewannen. Auch die einsetzende Perestroika trug nicht dazu bei, dass die Maßnahmen zur Prävention koordinierter abliefen, da ein struktureller Umbau von der Führung offenbar nicht gewollt war. Stattdessen wurde weiterhin auf Repression und Ausgrenzung der Jugendlichen aus der Gesellschaft gesetzt. MADELEINE TOSTS Beitrag (S. 327–359) ist dem Punk in der DDR gewidmet. Ihr zufolge wurden Punks in der DDR als Bedrohung des sozialistischen Systems wahrgenommen. Die anfangs unpolitische Jugendbewegung wurde vom Staat überwacht und Repressionen unterworfen, was überhaupt erst dazu geführt habe, dass sie eine oppositionelle Rolle einzunehmen begann.

Der vierte Abschnitt beschäftigt sich mit der Frage *Zwischen Devianz und Kriminalität – Verfall der „sozialistischen Moral“?* TOMÁŠ VILÍMEK (S. 361–398) setzt sich in seinem Beitrag mit Wirtschaftskriminalität am Beispiel des „Nationalbetriebs Automobilwerke“ in Mladá Boleslav auseinander. Gestützt auf eine breite Quellenbasis kommt er zu dem Schluss, dass „Diebstahl sozialistischen Eigentums“ eine allgegenwärtige Erscheinung darstellte. Die Ursache sieht er in der starken zentralen Lenkung und den damit verbundenen unklaren Verantwortlichkeiten, welche die Entstehung von Klientelismus, Korruption und Wirtschaftskriminalität begünstigten. JAN KOLÁŘ (S. 399–419) beschäftigt sich mit Drogenabhängigen in der Tschechoslowakei. Dabei stellt er fest, dass in erster Linie offiziell vertriebene Medikamente konsumiert und Lösungsmittel geschnüffelt wurden. Die Konsumenten gehörten einem breiten sozialen Spektrum an, waren tendenziell jedoch eher jung. Obgleich die Anzahl der Drogenabhängigen vor allem nach 1968 beträchtlich anstieg, wurde das Problem

erst in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre in breiter Öffentlichkeit diskutiert. Kolář sieht die Ursache vor allem in dem liberalen Vertrieb von Arzneimitteln.

Der letzte Komplex hat *Toleranz und ihre Grenzen – vom Umgang mit „Abweichung“* zum Thema. STANISLAV HOLUBEC (S. 437–463) erörtert hier den Umgang der Gesellschaft und der politischen Führung mit Homosexualität in der Tschechoslowakei. Obwohl bereits 1962 weitgehend legalisiert, blieb Homosexualität gesellschaftlich marginalisiert – ein Umstand, den Holubec darauf zurückführt, dass sie lange als Krankheit angesehen wurde. Erst in den 1980er Jahren bekannten sich einige wenige Underground-Autoren zu ihrer Homosexualität. Eine öffentliche Auseinandersetzung mit Homosexualität kam jedoch erst in der post-kommunistischen Zeit zustande, weshalb Holubec den Umgang mit Homosexualität in der Tschechoslowakei im Vergleich zur DDR als zurückgeblieben einstuft.

Auch wenn der Sammelband es nicht durchgehend vermag, die vergleichende Perspektive beizubehalten, ist es den Herausgebern dennoch gelungen, ein lesenswertes Werk vorzulegen. Die Autoren haben allesamt umfangreiches Quellenmaterial ausgewertet und dadurch fundierte und informative Aufsätze vorgelegt. Besonders hervorzuheben ist die Auswahl der einzelnen Beiträge, der es zu verdanken ist, dass sowohl Überblicksdarstellungen als auch Themen, die Neuland betreten, angeboten werden. Dem Anspruch, nicht die repressive, sondern die gesellschaftshistorische Perspektive einzunehmen, ist man definitiv gerecht geworden. Es bleibt zu hoffen, dass sich die historische Forschung weiterhin mit Themen und Fragestellungen dieser Art beschäftigen wird. Wünschenswert wäre zudem, wenn mit Hilfe von Oral History den Zeitzeugen größerer Raum in den Untersuchungen beigemessen werden würde.

Kathleen Beger, Regensburg

MICHAEL H. KOHRS: Die Litauische Nationale Union. Porträt einer (Staats-)Partei. Die Litauische Nationale Union (LTS) und ihre Bedeutung für das autoritäre Regime der Zwischenkriegszeit in Litauen 1924 bis 1940. Frankfurt a.M., Berlin, Bern [usw.]: Lang, 2012. 374 S., Tab., Graph. ISBN: 978-3-631-62376-3.

Das zu besprechende Buch beschäftigt sich nicht nur mit einer parteigeschichtlichen Fragestellung, sondern geht über diesen Ansatz hinaus, denn die im Mittelpunkt des Interesses stehende Nationale Uni-

on (LTS), deren Mitglieder als Tautininkai (wörtlich: die Völkischen) bezeichnet wurden, bildete die organisatorische und ideologische Basis des seit 1926 in Litauen herrschenden Regimes unter dem Staatspräsidenten Antanas Smetona. Insofern behandelt die Monographie, die 2010 als Dissertation an der Freien Universität Berlin eingereicht wurde, zentrale Aspekte der litauischen Geschichte in der Zwischenkriegszeit.

Der Autor gibt zunächst einen knappen, aber informativen Überblick über die Entwicklung des litauischen Parteiwesens bis 1924, dem Jahr, in dem

die LTS gegründet wurde. Im Kapitel über die außenpolitische Probleme, das ebenfalls noch der Hinführung zum eigentlichen Thema des Buches dient, behandelt Kohrs die Auseinandersetzung um Vilnius und Memel, die die Politik Litauens in der Zwischenkriegszeit bestimmte. Die auf litauischem Schrifttum beruhende Referierung der Ereignisse ist etwas zu lang geraten, mag aber für den mit der Thematik nicht vertrauten deutschen Leser trotzdem von Interesse sein.

Mit der Schilderung der Parteigeschichte der LTS bis 1926 beginnt der eigentliche Hauptteil des Buches. Kohrs stellt das Programm dieser kleinen nationalen Partei vor, die 1924 noch von demokratischen Grundsätzen innerhalb der eigenen Strukturen und in der Politik des Landes ausging, wiewohl bereits jetzt zwischen einem Idealzustand und der litauischen Realität differenziert und ideologisch fundierte Kritik am Parlamentarismus geäußert wurde (S. 103–110). Methodologisch arbeitet Kohrs mit den gängigen politologischen Parteimodellen, in deren Spektrum er die LTS als sogenannte Rahmenpartei einordnet. Zu Recht weist er jedoch darauf hin, dass von Beginn an „Versuche [...], die Partei in eine nationalistisch orientierte Massenpartei zu transformieren, [...] unübersehbar“ (S. 112) waren.

Das wichtigste Ereignis, durch das die unbedeutende Partei zu einer bestimmenden Größe der litauischen Geschichte werden sollte, ist der *coup d'état* gegen die amtierende Regierung im Dezember 1926. Es versteht sich von selbst, dass dieser Umsturz ausführlich beschrieben wird (S. 113–137). Die zentrale Frage ist die nach der konkreten Beteiligung der Tautininkai am Putsch der jungen Offiziere. Die differenzierte Analyse von Kohrs zeigt jedenfalls, dass die später vorgebrachten Schutzbehauptungen, man sei von dem Umsturz selbst überrascht oder nur in letzter Minute informiert worden, sicherlich nicht der Realität entsprechen. Mit dem Erfolg der Offiziere war auch der Wendepunkt in der Geschichte der LTS erreicht.

Im folgenden schildert der Autor den „Weg zur Massenpartei“ bis 1933 (S. 138–182). Deutlich wird dabei der Wandel in den Parteistrukturen, der erst die Voraussetzungen für eine Volkspartei, allerdings, wie Kohrs pointiert ausführt, zunächst für eine demokratische Massenpartei (S. 179) schufen. Der Autor begründet diese überraschende Klassifizierung mit den auch nach der Machtübernahme geduldeten Konkurrenzparteien und der noch vorhandenen, durch die Parteistatuten verankerten „innerparteilichen Demokratie“, die auch eine „Kommunikation von unten nach oben“ (S. 180) ermöglicht habe.

Jedoch blieben diese demokratischen Relikte nur Episode, denn spätestens nach dem Ende des Machtkampfes zwischen Smetona und seinem Antipoden Augustinas Voldemaras befand sich die LTS „auf dem Weg zur Staatspartei“ (S. 183). Jetzt wurde sie „der absoluten Führerschaft Smetonas unterworfen und verlor weitgehend die Möglichkeit, eigenständig politische Forderungen zu formulieren“ (S. 187). In diesem Kapitel stellt Kohrs auch das Innenleben der Union vor, das in den dreißiger Jahren vor allem durch einen steigenden Mitgliedsanteil von Verwaltungsangestellten und Lehrern geprägt wurde, während Frauen deutlich unterrepräsentiert waren. Vertreter von Minderheiten konnten dagegen überhaupt nicht Mitglied der Staatspartei werden, da laut Parteistatut nur Litauer und Litauerinnen aufgenommen werden sollten. In diesem Mittelteil finden sich auch mannigfache statistische Daten, wobei das eine oder andere Detail vielleicht einer letzten Kürzung zum Opfer hätte fallen können, um die Stringenz des Erzählflusses nicht zu gefährden. Abschließend zieht der Autor das Fazit, dass aus der 1933 noch als demokratische Massenpartei zu bezeichnenden LTS nunmehr eine autoritäre Einheitspartei geworden sei (S. 250).

Als wichtiger Exkurs ist das folgende Kapitel zu betrachten, das sich der *Propaganda, Ideologie und Funktion im Regime* widmet (S. 254–312). Kohrs macht deutlich, wie stark ein völkischer Nationalismus (Einigkeit des Volkes) in den programmatischen Äußerungen der Partei an Boden gewann. Die anschließenden Ausführungen zum „Volksführer“ Smetona sind überzeugend und grenzen das Herrschaftssystem klar vom Personenkult sowjetischer oder nationalsozialistischer Führer ab (S. 273). Verbunden mit der völkischen Ausrichtung der LTS und des autoritären Regimes ist es sicherlich angebracht, nach dem Verhältnis zum Faschismus zu fragen (S. 274). Wenig Zweifel besteht, dass die LTS sich in einer engen ideologischen Nachbarschaft zum italienischen Faschismus sah, allerdings betonte man zugleich, dass Litauen seinen eigenen nationalen Weg zu gehen habe. Die Rassentheorie der Nationalsozialisten fand dagegen keine Akzeptanz bei der litauischen Staatsführung. Zu den überzeugendsten Passagen der Arbeit zählt die Einschätzung der ‚völkischen‘ Komponente der Partei: Differenziert und abgewogen ordnet Kohrs die Äußerungen ein: „Konzepte von einer Überlegenheit der litauischen Rasse oder einer besonderen ‚Sendung‘ der Nation spielten in der offiziellen Propaganda praktisch keine Rolle, auch wenn im Zusammenhang mit den politischen Entwicklungen in Deutschland solche

Ideen durchaus rezipiert und diskutiert wurden. Die Propagierung der eigenen nationalen Besonderheiten beschränkte sich im Wesentlichen auf die Betonung der historischen Leistungen.“ (S. 279–280) Allerdings bedeutete das nicht zwingend ein aufgeschlossenes Verhältnis zu den nationalen Minderheiten. Vom Staatspräsidenten bis zum letzten Parteimitglied wurde eine Loyalität zum litauischen Staat und eine Achtung der Staatsnation eingefordert, wobei vor allem die jüdische Bevölkerung als größte Minderheit im Fokus stand. Ein kurzer Überblick über die Rolle der Partei in den Krisenjahren 1938 bis 1940 beschließt den Hauptteil.

Auch die abschließenden Bemerkungen zeichnen sich durch ein wohlabgewogenes Urteil und weiter-

führende Überlegungen aus. In der Tat ist dem Autor beizupflichten, wenn er einer „differenziertere[n] Typologisierung jenseits der Dichotomie ‚faschistisch‘ und autoritär“ (S. 356) das Wort redet.

Zum positiven Fazit trägt ein weiterer Umstand bei: Das Buch ist durchweg in einem flüssigen Stil geschrieben, und sowohl der Gedankengang als auch die Interpretationen des Autors sind für den Leser klar nachvollziehbar; beides ist heute leider keine Selbstverständlichkeit mehr. Insgesamt gesehen handelt sich um eine sorgfältig recherchierte, solide gearbeitete und interessante Monographie zum litauischen Parteiensystem, der man eine litauischsprachige Ausgabe wünscht.

Joachim Tauber, Lüneburg

ALEKSANDR N. POPOV: Russkij Berlin [Das russische Berlin]. Moskva: Veče, 2010. 393 S., Abb. = Russkie za granicej. ISBN: 978-5-9533-4275-9.

Die Erwartungen an diese Ausgabe von *Russkij Berlin*, die außer vom Botschafter der Russländischen Föderation auch von der Leiterin des Nationalen Fremdenverkehrsbüros Russlands in Berlin dem Leser ans Herz gelegt wird, sollten nicht zu hoch gesetzt werden. Der Autor spannt darin den Bogen von 1654 bis 2009, wobei er dreizehn Publikationen als die wichtigsten Quellen nennt. In den 82 Fußnoten und Erläuterungen zu 378 Textseiten werden zusätzlich noch Rundfunksendungen und Internetveröffentlichungen genannt. Der von Fritz Mierau erstmals 1987 in Leipzig herausgegebene Band *Russen in Berlin. Literatur, Malerei, Theater, Film. 1918–1933* verdeutlicht, dass über die von A. N. Popov behandelten dreieinhalb Jahrhunderte weit mehr Wissenswertes überliefert ist. Diesen Anspruch hatte der Autor nicht. Sein Text ist leicht lesbar, mitunter unterhaltsam und ohne wissenschaftlichen Anspruch geschrieben. Bei manchen Themen (Russischsprachige Publikationen in den zwanziger Jahren, S. 156–169; Zwischenfälle mit sowjetischen Militärflugzeugen, S. 246–256) werden interessante Details mitgeteilt, die den Wunsch nach mehr Information wecken können.

Als wissenschaftliche Literatur kann das Buch schon allein wegen der zahlreichen faktischen Fehler nicht gelten. So wird das Einrücken der Roten Armee im September 1939 in Ostpolen als Feldzug zur Befreiung West-Weißrusslands (S. 348) bezeichnet. Unzutreffend sind auch Informationen über die deutschen Aussiedler aus der UdSSR, die dem „Rus-

sischen Berlin“ zugeschlagen werden. So wird berichtet, ethnische Deutsche hätten seit 1950 nach Deutschland auswandern dürfen (S. 265). Zu dieser Zeit befanden sie sich allerdings noch unter der Aufsicht der Sonderkommandanturen des Innenministeriums. Die Sondersiedlungen wurden 1956 aufgehoben, und die Familienzusammenführung von durch den Zweiten Weltkrieg getrennten Familien wurde ab August 1957 möglich. Auch die Angabe, 70 % der 2,35 Mio. Aussiedler hätten eine Hochschulbildung (S. 265), ist nicht zutreffend. Darüber hinaus ist die Darstellung der angespannten Lage in Ost-Berlin in den ersten Nachkriegsjahren und der Aufstand vom 17. Juni 1953 quellenmäßig extrem schwach unterlegt (S. 236–246), wie überhaupt im ganzen Werk keine einzige Publikation in einer anderen Sprache als Russisch Verwendung fand.

Als „Russisches Berlin“ versteht der Autor all der russischen Sprache mächtigen Einwohner der Stadt. Dazu zählt er auch Angela Merkel in ihrer Jugendzeit, als sie in einer Russisch-Olympiade siegte und mit einer Reise in die UdSSR belohnt wurde (S. 7). Popov würde wohl Vladimir Putin wegen seiner Deutschkenntnisse kaum einem „Deutschen Moskau“ zuordnen.

Das Buch ist vor der seit 2014 eingetretenen Abkühlung der Beziehungen zwischen dem Westen und Russland verlegt worden und sollte eher Lust machen auf das Kennenlernen Berlins. Es ist eine unterhaltsame Lektüre ohne Annäherung an einen Reiseführer, obwohl im Text zahlreiche Lokalitäten und Adressen genannt und im Anhang Adressen des „Russischen Berlin“ enthalten sind, die für eine Exkursion nützlich sein können.

Alfred Eisfeld, Göttingen

Soviet and Post-Soviet identities. Ed. by Mark Bassin and Catriona Kelly. Cambridge, MA, London: Cambridge University Press, 2012. XIII, 370 S., 20 Abb., 5 Tab., 1 Kte. ISBN: 978-1-107-01117-5.

Mark Bassin and Catriona Kelly, two Russianists correspondingly from Stockholm University and Oxford University, have edited a compilation of articles about Soviet and Post-Soviet identities, which was published by Cambridge University Press in 2012. Both editors analysed the past of the historical landscape(s) between the Baltic and Vladivostok throughout the twentieth century and the first decade of the twenty-first century through the perspectives of two profound processes, namely the emergence of the Soviet Union generating “a highly integrative Soviet culture” (p. 3), and the dismemberment of the USSR in 1991. “What happened to Soviet culture in 1991?”, Bassin and Kelly were asking in their very clear and interesting introduction to the volume. Taking into account the rich academic literature on nationalities issue in the Soviet Union, the editors invite the reader to re-read critically Western Soviet studies and to re-think the notions of Sovietness and Russianness looking back at the Soviet history and studying the recent developments in the Post-Soviet area and period.

The compilation of articles is divided by the editors into six parts, which examine the status of national identity, its institutions, myths, spaces, languages and creeds. In the first part, a prominent historian of Russia and expert on nationalism and nationalities issues in the Soviet Union, RONALD GRIGOR SUNY, offers his view on the contradictions of identity. Suny focuses on the being Soviet and national in the USSR and afterwards. As an author of numerous publications on Armenia, Baku, Georgia, and Russia, Suny delivers a very interesting paper on the metamorphosis of Russian nationalism during Stalinism, its penetration into Sovietness, and a complicated relationship between both and the Leninist interpretation of nation and nationalism. “A supra-national but Russified patriotism was grafted onto Leninist internationalism, replacing the class element with a news primacy placed on Russia’s past” (p. 27), Suny writes. He demonstrates the emergence of different notions of nationalism and patriotism in Soviet Armenia – *hairenasirutium* and *azgasirutium*, which were labelled positively and negatively still during the Soviet period. Suny makes it clear how interwoven and mixed was the interaction of the different nations within the Soviet state by pointing out the dif-

ferent, but still important role the ethnicity played throughout whole Soviet history.

The former capital of the Soviet Union Moscow represents a particularly interesting case for analysing (post)Soviet identities. DINA KHAPAEVA portrays the Soviet and post-Soviet Moscow in a fascinating way. The article, which was marvellously translated by Kelly from Russian, demonstrates Moscow’s being “the symbolic centre – the place that every socialist city was supposed to emulate, and the city that every citizen was supposed to love and cherish more than his or her own birthplace” (p. 171). Khapaeva ‘reads’ the Sovietness of Moscow as well as its post-Sovietness by exploring the literary texts of modern Russian intellectuals and writers Luk’ianenko and Pelevin.

An interesting shift towards the non-Russian discourses and searches for identity is delivered in the paper of ELZA-BAIR GUCHINOVA, who studies the re-invention of the national and ethnic symbols in Kalmykia’s local capital Elista. This city – populated both by Orthodox Russians and by Buddhist Kalmyks – is understood by the author as a “space-in-process”. The names of its streets have been changed after the collapse of Communism. The Post-Soviet period meant for Russians and Kalmyks religious and cultural revival: the architecture of Elista, which hosts several Buddhist sanctuaries, became less Communist but more Kalmyk. Simultaneously, the city architecture seems to remain the only space in which Kalmyk culture has been articulated: the Kalmyk language does not enjoy linguistic dominance in Elista. “In schools, pupils are often reluctant to study Kalmyk to graduation level because of fears that they will end up with a lower grade average, and this is generally regarded as completely normal and acceptable. Most Elista schoolchildren speak English much better than they do Kalmyk” (p. 206), so Guchinova.

VICTORIA ARNOLD’s paper focuses on religion and namely on Islam and its place(s) in Soviet Russia as well as in the Russian Federation after 1991. Assuming that “it is easy to overlook the great heterogeneity of Russia’s Muslim population when confronted with so many statements about a ‘Russian Islam’” (p. 230), Arnold elucidated the modern Russian discourses on Islam and Muslims analysing the public debates on Muslim architecture, radical Islam as well as stereotype-building.

ANNA KUSHKOVA’s contribution on *Surviving in the time of deficit* is devoted to the social narratives about economic misery in the Soviet Union and testimonies on that in Post-Soviet Russia. Kush-

kova's article is based on her own observations, numerous interviews with representatives of different generations and delivers a unique opportunity to learn more about the specific vocabulary of the acquisition of "rare ware" like meat and fish products in Soviet time.

The compilation of articles edited by Mark Bassin and Catriona Kelly is a brilliant contribution to better understanding of Soviet and post-Soviet identities

in the area between Tallinn and Vladivostok. Well structured, it delivers profound insights into how these identities emerged and changed in space and time since the early 1920s up to now. The reading of this volume is recommendable both for students of contemporary history as well as of political sciences and for everyone interested in Russian studies.

Zaur Gasimov, Istanbul

Deutsch-Polnische Erinnerungsorte. Bd. 4: Reflexionen. Hrsg. Von Hans Henning Hahn und Robert Traba unter Mitarbeit von Maciej Górny und Kornelia Kończal. Paderborn, München, Wien [usw.]: Schöningh, 2013. 393 S. ISBN: 978-3-506-77342-5.

Inhaltsverzeichnis:

<http://d-nb.info/1017617821/04>

Der vierte Band des groß angelegten Projekts *Deutsch-Polnische Erinnerungsorte* ist dem reflexiven Umgang mit der Erinnerung und dem von Pierre Nora geprägten Konzept der Erinnerungsorte gewidmet. Er setzt sich mit den deutsch-polnischen Erinnerungskulturen auseinander, zeigt, von welchen Faktoren die Erinnerung in den beiden Ländern geprägt ist und ob man von einer gemeinsamen Erinnerung sprechen kann. Die Publikation erweitert das nationale Konzept der Erinnerungsgeschichte um einen bi- und transnationalen Ansatz, der schon in anderen Projekten vorgestellt wurde (siehe zum Beispiel: *Transnationale Gedächtnisorte in Zentraleuropa*. Hrsg. von Jacques LeRider / Moritz Csáky / Monika Sommer. Innsbruck 2002). Der Band umfasst 25 Beiträge unterschiedlicher Qualität, die verschiedene Aspekte des Themas beleuchten und den theoretischen Umgang mit der Erinnerung und ihrer Bi- bzw. Transnationalität in drei Sektionen diskutieren.

Die erste Sektion behandelt den internationalen und interdisziplinären Kontext der deutsch-polnischen Erinnerung. MICHAEL G. MÜLLER stellt verschiedene Konzepte der transnationalen Geschichte und Beziehungsgeschichte vor und überlegt, wie die geteilten Erinnerungsorte im deutsch-polnischen Kontext methodologisch aufzufassen sind. MORITZ CSÁKY präsentiert in einem sehr elegant geschriebenen Beitrag seine Überlegungen über die Paradoxa der ostmitteleuropäischen Erinnerung und dekonstruiert den in durchaus vielen mitteleuropäischen Elite- und Akademikerguppen vorherrschenden

Wunsch nach nationalen, authentischen oder reinen Traditionen, wodurch er das Konzept der nationalen Erinnerungsorte und einer nationalen Erinnerungskultur hinterfragt. MARTIN AUST geht der Frage der polnischen Obsession mit der Vergangenheit nach, insbesondere mit den historischen Daten, und untersucht die Rolle, die diese „patriotische Kabbalistik“ für die polnische Identität spielt. Ähnlich wie Csáky argumentiert er, dass die „Geschichtskultur eines Landes nicht alleine aus sich selbst heraus begriffen werden kann“, weil sie mit Geschichtskulturen anderer Länder sowie Regionen und Kontinenten verflochten ist und nicht auf eine selbständige Entität reduziert werden kann. HEINZ DUCHHARDT und ÉTIENNE FRANÇOIS widmen sich der Frage der Durchführbarkeit einer Studie über die europäischen Gedächtnis- und Erinnerungsorte.

Die zweite Sektion führt die Thematik des methodologischen Umgangs mit der Erinnerungsforschung weiter aus. KORNELIA KOŃCZAL erklärt, wie das Konzept der Erinnerungsorte in mehreren europäischen Ländern rezipiert wurde, und sieht die nationalen Rezeptionen des von Pierre Nora formulierten Ansatzes als einen Erfolg, ohne sich jedoch mit Csáky und weiteren Kritikern der nationalen Erinnerungskulturen auseinandersetzen. HUBERT ORŁOWSKI zeigt am Beispiel des Begriffs „polnische Wirt(h)schaft“, auf welche Schwierigkeiten man bei der Analyse der Langlebigkeit der Stereotype im deutsch-polnischen Kontext stößt. CHRISTIAN GÜDEHUS und HARALD WELZER stellen das Konzept der Tradierung am Beispiel des Umgangs mit den nationalsozialistischen Verbrechen dar und überlegen, wie er in Osteuropa angewendet werden könnte, wo die eigene Beteiligung am Holocaust sowie die Kollaboration mit den Nationalsozialisten bis heute marginalisiert, verdrängt und nicht erinnert wird, was auch in diesem Band an der Nichtberücksichtigung eines entsprechenden Ansatzes deutlich wird. HEIDI HEIN-KIRCHER zeigt die Relevanz der politischen Mythen in der Erinnerungskultur und ANDREAS LAWATY weist auf die Funktion, die kulturelles Verges-

sen bei der politischen Erinnerung erfüllt, hin. HANS HENNING HAHN erklärt, wie sich das Konzept der Geschichtspolitik in Deutschland entwickelt hat und welche Rolle es bei der nationalen und transnationalen Erinnerung spielen könnte. JERZY JEDLIŃSKI setzt sich mit der Frage auseinander, wie das kollektive Gedächtnis in Polen die autobiographischen Gedächtnisse beeinflusst bzw. verändert, und weist auf die Aufgabe des Historikers hin, der das kollektive Gedächtnis zu hinterfragen hat und die Vergangenheit durch Verstehen und Beurteilen zum Vorschein bringen soll. GEORG KREIS diskutiert die vorherrschenden Erinnerungsformen in der Schweiz und das Verhältnis zwischen positiven und negativen Erinnerungen in diesem Land.

Die letzte Sektion umfasst Beiträge, die sich mit dem Verhältnis zwischen Erinnerung und Wissenschaft im deutsch-polnischen Kontext auseinandersetzen. MACIEJ GÓRNY erklärt, welche Rolle die Historiographie im Gedächtnis verschiedener ostmitteleuropäischer Völker erfüllte und wie sie sich gleichzeitig vom Gedächtnis beeinflussen ließ. In seinem zweiten Beitrag geht er der Frage nach, wie die Rassenkunde die Erinnerungskulturen beeinflusste und wie die Rasse im späten 19. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einer wesentlichen Wahrnehmungskategorie wurde. ANNA ZALEWSKA erörtert die Rolle der Archäologie bei der Konstruktion von Erinnerungen und Erinnerungsgemeinschaften in Polen und Deutschland und TOBIAS WAGNER tut dies mit der Volkskunde. JO-ANNA WAWRZYŃIAK erklärt, wie die Soziologie die Erinnerungsforschung geprägt hat, und IZABELA SURYNT zeigt, wie die Kanonisierung, Entkanonisierung und Rekanonisierung der deutschen und polnischen Literatur das kulturelle Gedächtnis in beiden Ländern geprägt hat. BEATE STÖRTKUHL stellte den Einfluss der Kunstgeschichte, Kunstkritik und Denkmalpflege auf die Formierung der Gedächtniskultur und die Konstruktion von Geschichtsbildern an verschiedenen deutschen und polnischen Bei-

spielen dar. RÜDIGER RITTER setzt sich mit Konstruktion und Rekonstruktion von literarischen Erinnerungslandschaften auseinander und präsentiert das Konzept des akustischen Gedächtnisses. PETER STEINBACH erläutert, wie die Geisteswissenschaften in Westdeutschland demokratisiert wurden und wie dieser Prozess den Umgang mit der Vergangenheit und dadurch auch die Erinnerung an die Vergangenheit verändert hat. URTE KOCKA und VIOLETTA JULKOWSKA zeigen, welche Rolle die Erinnerung in der Geschichtsdidaktik in Deutschland und in Polen spielt.

Die in diesem Band präsentierten Beiträge stellen ein breites Spektrum von theoretischen Erinnerungsansätzen dar, gehen auf verschiedene Fragen des reflexiven Umgangs mit der Erinnerung ein und zeigen, wie die transnationale Erinnerung am deutsch-polnischen Beispiel funktioniert. Ebenso erklären sie den Einfluss verschiedener Disziplinen auf das Gedächtnis und setzten sich mit solchen Konzepten wie der Erinnerungskultur und der Gedächtnispolitik auseinander. Der Band zeigt, dass in Deutschland und Polen verschiedene thematische Schwerpunkte bei der Untersuchung der Erinnerung vorherrschen und dass bestimmte Fragen in den jeweiligen Ländern vermieden werden. Während sich die Erinnerungsforschung in Polen mit Fragen nach Stereotypen, nationalen Konzepten oder der Methodologie beschäftigt, spielt in Deutschland die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, die transnationale Geschichte und die Geschichtspolitik eine wichtige Rolle. Auffallend ist, dass der reflexive Umgang mit bestimmten Erinnerungsaspekten, die viele transnationale Elemente aufweisen und gerade in einem deutsch-polnischen Projekt eine wichtige Rolle spielen könnten, wie die Erinnerung an die polnische Beteiligung am Holocaust oder die deutsch-polnische Kollaboration im Zweiten Weltkrieg, von allen beteiligten Seiten ausgelassen wird.

Grzegorz Rossoliński-Liebe, Berlin